



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

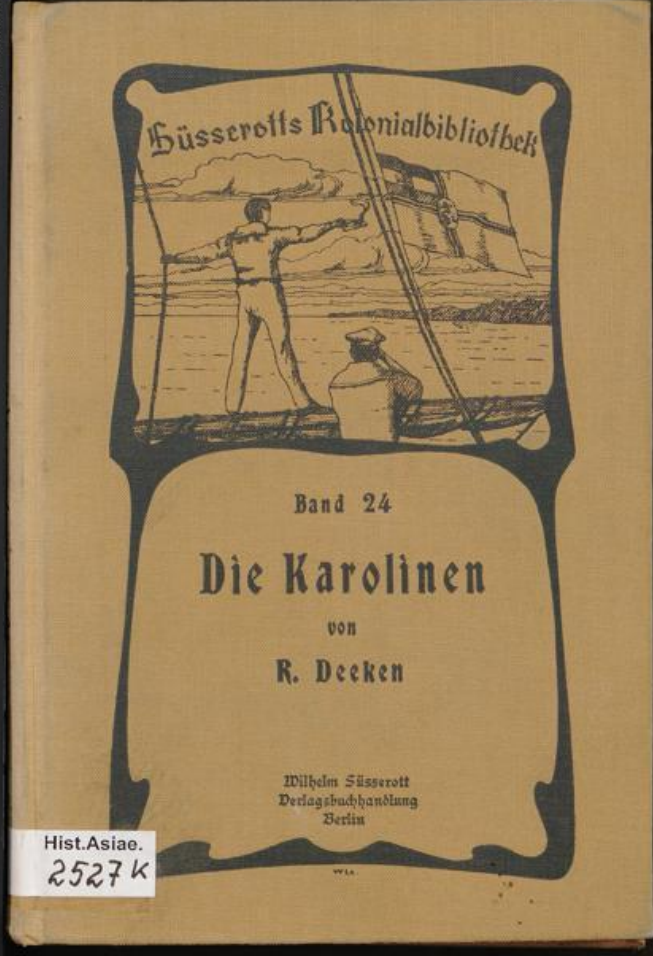
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die Karolinen

Deeken, Richard

Berlin, [ca. 1912]

urn:nbn:de:gbv:46:1-9894



Hist.Asiae.
2527 K

Hüsserotts Kolonialbibliothek



Band 24

Die Karolinen

von

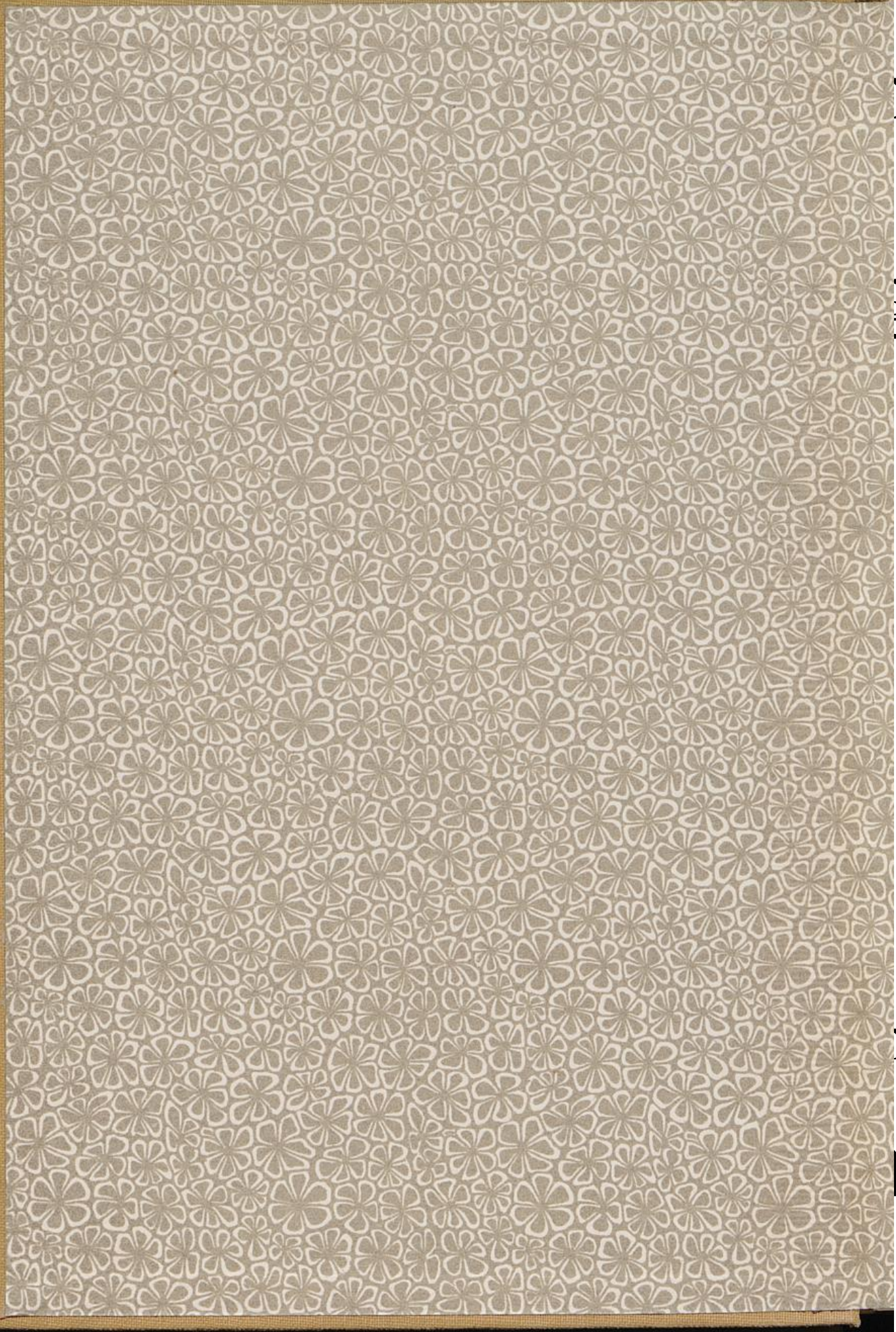
R. Deeken

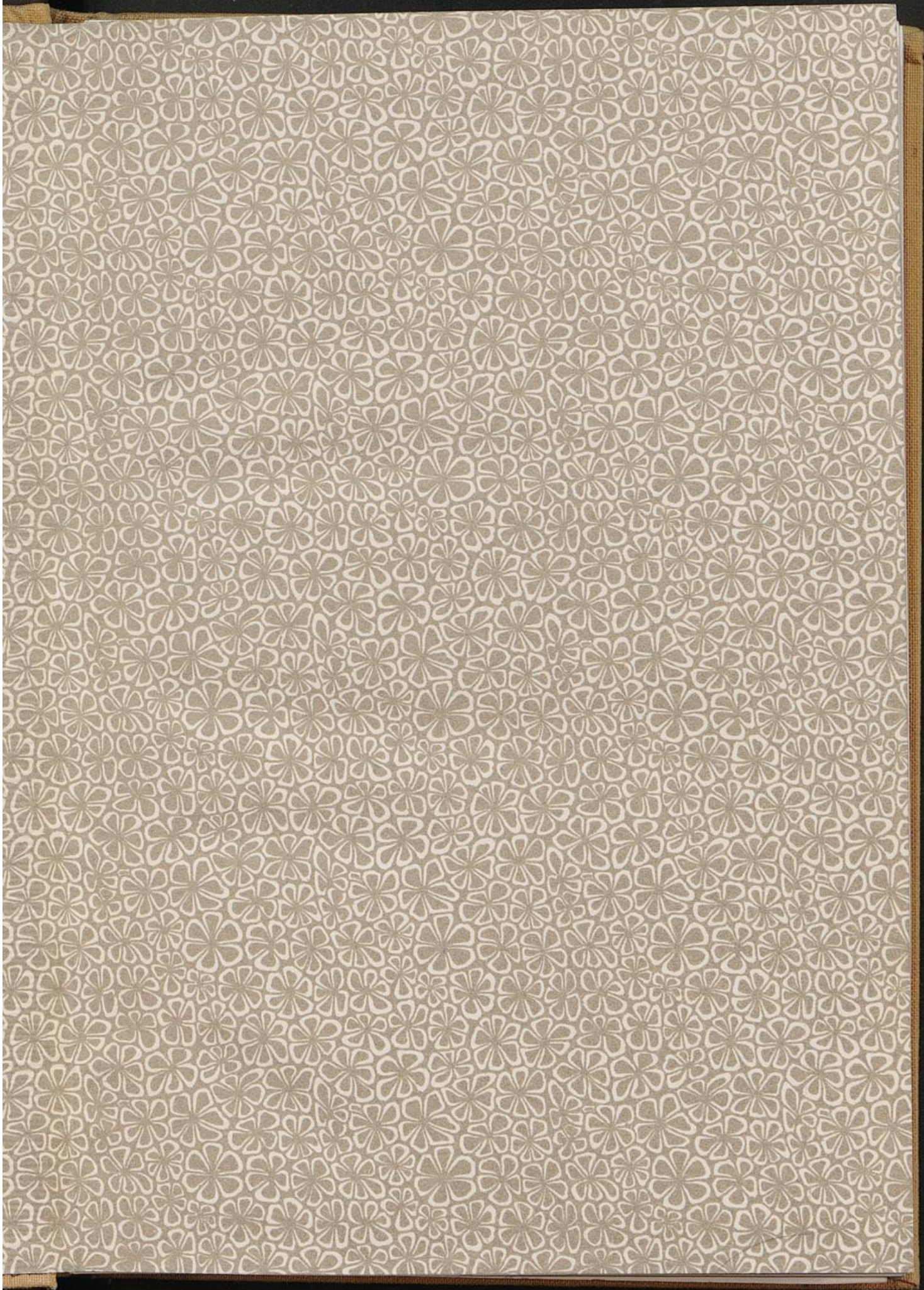
Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin

Hist.Asiae.

2527 K

W.L.

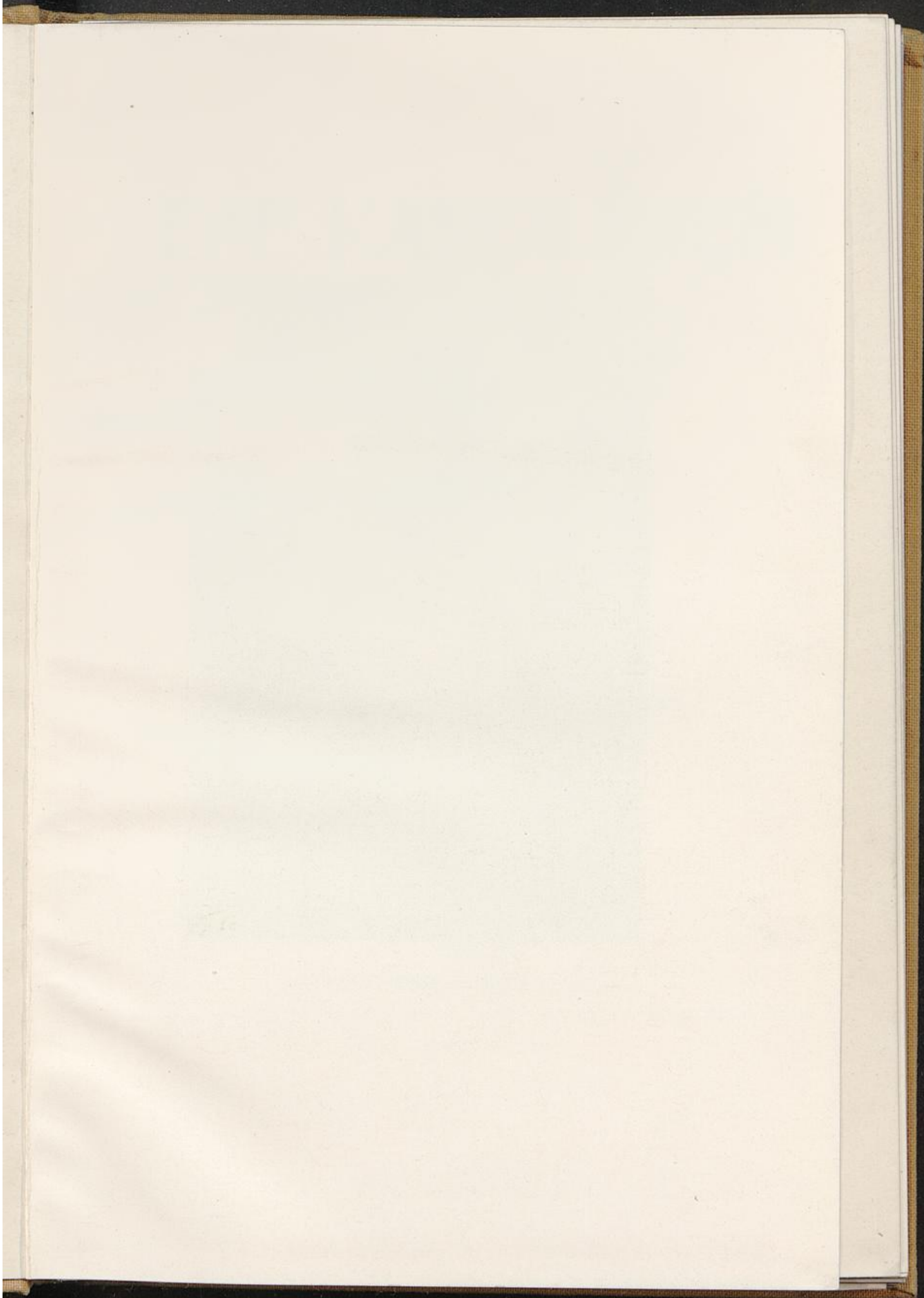




m 4 —

7/12

13





R. Deeken phot

Karolinischer Polizeisoldat.

DIE KAROLINEN

Nach eigenen Reisebeobachtungen,
älteren Monographien und den
.: neuesten amtlichen Berichten .:

von

RICHARD DEEKEN.

Mit 24 Vollbildern,
meistens nach Photographien des Verfassers.



WILHELM SÜSSEROTT

Hofbuchhändler Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Berlin W. 30.

IA. (1912). 90.

DIE KAROLINEN

Nach eigenen Reisebeschreibungen
sämtlicher Kaiserinnen und der
neuesten amtlichen Berichte

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck der Illustrationen ohne Erlaubnis des Verfassers verboten.



WILHELM FÜSSEKOTT

Verlag des Königl. Hof- und Staatsdruckers in Berlin

Berlin W. 30.

Seiner Hoheit
dem
Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg
Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft
ehrfurchtsvoll gewidmet vom
Verleger.

Seiner Höflichkeit

den

Herrn Johann Albrecht zu Mecklenburg

Präsidenten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften

in Berlin

Verleger

Vorwort.

Der Aufstand auf Ponape und die dadurch nötig gewordene Marineexpedition haben erneut das Interesse für die fernen, ehemals spanischen Südseeinseln wachgerufen. Das nachgefügte Verzeichnis der Karolinenliteratur, so vielseitig und erschöpfend sie auch im ganzen ist, weist jedoch eine Lücke auf: Es fehlt an einer neueren deutschen Schrift, die den an der Entwicklung unserer Kolonien Anteil nehmenden Kreisen des deutschen Volkes einen allgemeinen, zusammenfassenden Überblick über Land, Leute und Geschichte des ausgedehnten Inselgebietes verschafft.

Die vorliegende Schrift soll diese Aufgabe erfüllen. Ich habe mich derselben um so lieber unterzogen, als die Beschäftigung mit ihr mich im Geiste wieder an die paradiesischen Gestade der sonnigen, farbenschillernden Südsee führte, in deren Zauberbann ich fast ein Jahrzehnt meines Lebens verbringen durfte.

Ich möchte an dieser Stelle aber auch nicht versäumen, allen denen zu danken, die mir bei der Ausführung der Arbeit ihre Unterstützung zuteil werden ließen, insonderheit der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für die bereitwillige Zurverfügungstellung ihrer Bücherei, und dem Reichsmarineamte für Überlassung mehrerer Bilder vom letzten Ponapeaufstande.

Miltenberg am Main.

Richard Deeken.

Die Karolinen bilden ein Inselreich, das sich nach der Länge vom 133. bis zum 164. Grade und nach der Breite vom 11. Grade nördlich des Äquators bis fast an diesen heran erstreckt. Hierbei sind die Kapingamarangi- oder Greenwich-Inseln als zu den Karolinen zugehörig miteingerechnet, die Marianen jedoch nicht, die auch weder geographisch noch ethnologisch und historisch zum Karolinengebiet gehören. Verwaltungspolitisch werden sie neuerdings mit diesem zusammen behandelt. Das ist aber auch mit den Marshall-Inseln der Fall, ohne daß jemand daran denken würde, diese Inseln dem Karolinengebiet hinzuzurechnen. Die Marianen finden daher im nachstehenden keine eingehendere Berücksichtigung, sondern es wird ihrer nur gelegentlich kurz Erwähnung getan.

Um sich ein richtiges Bild der Ausdehnung des großen Gebietes, welches die Karolineninseln einnehmen, zu machen, sei bemerkt, daß die Längenausdehnung so weit ist, wie die Strecke von Spanien bis zum Kaukasus. Ein so großes Gebiet läßt sich nicht einheitlich behandeln. Bodengestaltung, Klima, Flora und Fauna, schließlich die Bewohner selbst weisen große Unterschiede und zum Teil Gegensätze auf. Ebensowenig wie der Spanier im Kaukasus verstanden wird, ebenso fremd ist die Sprache des Palauers dem Ponapesen, wenngleich der Sprachforscher nicht nur die enge Verwandtschaft zwischen den einzelnen karolinischen Sprachgebieten, sondern auch deren genetische Zugehörigkeit teils zu den polynesischen, teils zu den malayischen Idiomen mühelos festzustellen vermag. Auch die Sitten und Lebensanschauungen der Karolinier sind sehr verschieden. „Wat dem einen sin Uhl is, is dem andern sin

Nachtigal,“ sagt ein altes niederdeutsches Sprichwort, dessen Richtigkeit sich ebenfalls bei den Bewohnern der verschiedenen Inseln des Karolinengebietes zeigt. Wenn der Eingeborene Japs nach Truk käme und den dortigen Eingeborenen einen seiner großen Mühlsteine mitbrächte, so würden diese das Steinrad mit ironischer Verständnislosigkeit ansehen und nicht begreifen, daß man dafür in Jap des Lebens begerlichste Güter erkaufen kann, ja, daß dort selbst das Kaiserlich Deutsche Bezirksamt diese Steine als wertvolle Pfandobjekte betrachtet. Auslachen würde die Kusaierin im langen Hängerkleide den fast ganz nackten palauischen Don Juan, wenn dieser ihr einen „Audouth“, ein kleines Stückchen Emaillestein, präsentieren würde, um dafür ihre Zuneigung zu erstehen. Auf Kusaie nimmt man nur gemünztes Geld, und wenn möglich „American coin“, so daß, als die Karolinen in deutschen Besitz übergingen, die neu eingeführten Zweimarkstücke anfänglich mit größtem Mißtrauen betrachtet wurden. So verschieden der Geldbegriff bei diesen unter sich immerhin doch nahe verwandten Inselbewohnern ist, so grundverschieden sind ihre Auffassungen auch in vielen anderen Dingen.

Die Karolinengruppe besteht aus rund 780 Inseln und bildet einen Teil Mikronesiens, jenes Südseegebietes, dem man wegen der Kleinheit der Inselgebilde diesen Namen gegeben hat. Alle Karolineninseln zusammen haben einen Flächeninhalt von nur etwa 1600 Quadratkilometer. Um das Verhältnis zwischen Wasser und Land zu veranschaulichen, sei bemerkt, daß dies ein Gebiet ist, welches etwa dem halben Umfange des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz entspricht und auf einer Meeresfläche verteilt ist, die das deutsche Reich an Größe dreimal übertrifft.

Kusaie, Ponape, Truk, Jap und Palau sind die einzigen hohen Inseln oder richtiger Inselgruppen, während der Rest der Inseln korallinischen Ursprunges ist. Die genannten fünf Inselländer bestehen aus einer oder mehreren bergigen Hauptinseln und kleineren Absplitterungen, die mit den Hauptinseln in mehr oder minder enger submariner Verbindung stehen. Sie sind von Korallenwallriffen und

Koralleninseln teils umgeben, teils auch mit diesen untermischt. Tätige Vulkane sind im Gebiete der Karolinen nicht vorhanden. Über das Alter der Inseln läßt sich nur sagen, daß es ganz wesentlich höher sein muß, als beispielsweise das der Marianen oder der Samoainseln, denn junge Böden finden sich nirgends mehr vor. Der Verwitterungsprozeß während langer Zeitabschnitte hat sie zerstört. Trotzdem ist die Humusschicht auf den Karolinen nicht sehr dick. Die heftig niederprasselnden Tropenregen waschen die Erdkruste von den steilen Bergen herab. Tiefgründiges Alluvialland findet sich infolgedessen nur dort, wo kleine Ebenen den steilen Bergmassen vorgelagert sind. Doch zeigen diese Böden im allgemeinen bei reichlichem Gehalt an Stickstoff und Phosphorsäure einen erheblichen Mangel an Kalk, Magnesia und besonders an Kali. Ein sehr großer Teil der Humuserde wird von den Flüssen ins Meer getragen, oder auch unmittelbar von den Regen in dieses überall dort hineingespült, wo das Eruptivgestein jäh aus der Meeres-tiefe emporsteigt und eine Ablagerungsmöglichkeit für das Schwemmland nicht gestattet.

Die ursprüngliche Zugehörigkeit besonders der westlichen Karolinen zum asiatischen Kontinente steht wohl außer Zweifel. Die geographischen Situationsverhältnisse, die Aehnlichkeit der Flora besonders der westlichen Karolinen weisen von vornherein darauf hin und bestätigen die Vermutung, daß die heutigen Inselgebiete nichts anderes sind als die kärglichen Ueberreste eines versunkenen und noch immer weiter versinkenden Festlandes. Diese Senkungstheorie schließt keineswegs die Annahme vulkanischer Neubildungen in früherer, beziehungsweise jetziger Zeit aus. Solche haben sicherlich nebenher stattgefunden und werden noch weiterhin erfolgen. Die Senkungstheorie findet ihre Bestätigung durch die Ergebnisse der neuesten Forschungen über die Entstehung der Koralleninseln. Es hat sich herausgestellt, daß die Korallentierchen, die sich überall in der Südsee zu Milliarden an den Küstenrändern festsetzen und ihre Zellenbauten aufeinanderschichten, nur bis zu einer Tiefe von allerhöchstens 50 Metern unter der Meeresober-

fläche leben können. In größeren Tiefen sind die Temperaturen für diese kleinen Lebewesen zu niedrig. Es ist also nur möglich, daß die Korallentierchen ihren Bau begonnen haben zu einer Zeit, als der Baugrund nicht tiefer als höchstens 50 Meter unter dem Meeresspiegel lag. Nun findet man aber in viel grösseren Tiefen Korallenformationen, die Leben nicht mehr enthalten, aber früher doch mal enthalten haben müssen. Sie können also nur infolge Senkung des Baugrundes in diese Meerestiefen gelangt sein. Greifen wir ein paar Jahrtausende zurück! Nicht nur an fünf Stellen im Gebiete der Karolinen-Inseln ragten die hohen Festlandsberge aus den Fluten empor, sondern vielleicht tausend und mehr Bergspitzen erblickten noch das Licht des Tages. Wo das Meerwasser sie umspülte, hat sich ein Gürtel von Korallengebilden (Wallriff) um sie gelegt. Dieser Gürtel wuchs im selben Maße, wie die Senkung des Festlandes sich vollzog, bis schließlich der Augenblick gekommen war, wo der Berg mit seiner Spitze im Wasser versank. Dann schloß sich der Korallenring in sich zusammen und deckte wie eine Haube die Bergspitze. Die Wogen des Meeres branden nun über den versunkenen Berg hinweg. Die Tätigkeit der Korallentierchen ist aber keineswegs beendet. Im Gegenteil, die kleinen Baumeister sind noch eifriger bei der Arbeit, denn in den brandenden Wogen finden sie reichste Nahrung. Nie aber wächst die Koralle aus dem Wasser heraus. Hier kann sie ebensowenig leben wie in den größeren Tiefen des Meeres. Bei niedrigem Wasserstande überspülen noch eben die grünen kurzen Wellen den Berg mit der Korallenhaube, während die Flut ihn ganz mit Wasser bedeckt, das aber meistens nicht tief genug ist, um größeren Schiffen ein Überfahren des Berges zu gestatten. Es strandet, wenn es nicht rechtzeitig das Ruder umlegt. Die Südsee ist reich an solchen versunkenen Bergen, Riffen genannt. Man findet sie oft weit von den Küsten ganz isoliert im Ozean liegend. Da heisst es für den Schiffer, auf der Hut sein, denn nur die wenigsten dieser Riffe sind mit warnenden Feuern versehen, da sie zu fern von der Kultur liegen. Wie manches Schiff in der Südsee hat den

Hafen verlassen und ist nie wiedergekehrt! Und nie hat man etwas gehört von dem Schicksale, das ihm zugestossen ist, weitab von den bewohnten Inseln. Es strandete auf einsamem, heimtückischem Riffe, das vielleicht nicht einmal in den Seekarten verzeichnet ist. —

Es kommt aber doch der Tag, wo das Riff Sieger wird über den mächtigen Ozean. Sturmfluten wühlen die Abgründe des Meeres auf und brechen die zarten Korallengebilde, die Stöcke und die Blätter des kunstvollen Baues, und schleudern sie oben auf das Riff, wo sie liegen bleiben und sich auftürmen, bis dass auch die Flut nicht mehr über sie hinwegspült. Hier zerfallen sie bald, die Sonne zermürbt sie, der Regen wäscht sie zusammen. Der reiche Kalkgehalt der Korallen bindet die Trümmer, so daß sie fester Fels werden, welcher den Angriffen des Ozeans trotzt. So entsteht die Koralleninsel. Nicht von heute auf morgen. Sie ist das Werk von Jahrhunderten, Jahrtausenden! —

Man unterscheidet drei Arten von Koralleninseln. Die geschlossene Insel, die Laguneninsel und die gehobene Insel.

Die geschlossene Insel entsteht, wie eben geschildert. Es bildet sich auf dem Riffe eine Erhöhung, die auch bei hohem Wasser nicht mehr vom Meere überflutet wird.

Bei Riffen von grosser Ausdehnung, die also auf einem breiten Berge mit flacher Spitze gewachsen sind, ist es unmöglich, dass die ganze obere Fläche von den losgebrochenen Korallenstücken bedeckt wird. Diese schichten sich nur an den äusseren Rändern des Riffes auf und umschliessen es wie eine Mauer, so dass in der Mitte das von seichtem Wasser bedeckte Innere des Riffes nicht zugeschüttet wird. So entsteht ein seichter Binnensee, der von einem Inselgürtel umgeben ist. Dieser See wird allmählich tiefer, da hier die Koralle fern von den brandenden Meereswogen Nahrungsmangel leidet, so dass sie abstirbt. Das Fundament der neuen Insel, der frühere Berg sinkt weiter in die Tiefe, und mit ihm senkt sich der Boden des kleinen Binnensees, der Lagune, während draussen an den Aussenseiten der

Laguneninsel die brandende See den Korallen neue Nahrung zuführt, so daß sie emsig weiterbauen und den Ringwall verstärken. Sturmfluten durchbrechen wohl hier und da den von ihnen selbst geschaffenen Inselkranz, so dass die Lagune mit dem Meere in Verbindung kommt, und Schiffe durch die Passage in das ruhige Wasser gelangen können, wo sie geborgen sind wie im sichersten Hafen.

Die dritte Art der Koralleninsel entsteht durch den Wiederausbruch der vulkanischen Kräfte der alten, versunkenen Berge. Des Feuers Macht tobt gegen die vom Ozean bedeckte Erdrinde und treibt sie hoch. Dann entsteigen die Berge mit ihren Korallenhauben den Meeresfluten. Die Korallen sterben, dem salzigen Elemente entrissen, ab und sinken etwas zusammen, hier mehr, dort weniger. So bilden sich in sanfter Linienführung Berg und Tal. Diese gehobenen Koralleninseln erreichen Höhen von fünfzig Metern und mehr, während die Atolle (gemeinsamer Name für die geschlossene Koralleninsel und die Laguneninsel) nur wenige Meter das Meer überragen, so dass sie bei den in der Südsee nicht seltenen Flutwellen ersten Gefahren ausgesetzt bleiben.

Die Meereswogen, die bald zärtlich schmeichelnd den kahlen Fels umspielen, bald drohend gegen ihn herabrausen, tragen von fernen Inseln losgerissene Pflanzen und Samen herbei, und die Brandung wirft sie auf den einsamen Korallenstrand. Das öde, von der heissen Tropensonne bestrahlte Gestein, bietet wenig Nahrung für sie, nur die Kokosnuß findet für ihre geringen Bedürfnisse genug. Sie fasst festen Fuss, und nach einigen Jahren schon wiegt sich eine stattliche Palme im sanften Seewinde und schüttert ihren Früchtesegen hernieder. So entsteht nach und nach ein kleiner Palmenwald, der durch niederfallende Blätter Humuserde bildet, auf der auch andere Samen, die durch das Meer oder die Vögel herbeigetragen werden, gedeihen können. Das Neuland ist nun vorbereitet für die Menschen. Und eines Tages kommen sie. Abgetrieben von Nachbarinseln finden sie nach langer Irrfahrt eine neue Heimat und ziehen glücklich, den tosenden Elementen ent-

ronnen zu sein, den Kiel ihres kleinen Kanoes auf den gastlichen Strand. Nahrung liefert ihnen die Kokospalme, der Pandanus und andere Fruchtbäume, die fischreiche See und das mit Krustentieren und Muscheln bedeckte Riff.

Die Zahl der eingeborenen Karolinier auf allen Inseln beträgt etwa 40 000, die sehr ungleichmässig über die Landflächen verteilt sind. Die kleinen Koralleninseln sind zum Teil stark überbevölkert, während die räumlich viel grösseren Basaltinseln im allgemeinen spärlich bewohnt sind. Die Karolinier sind wie überhaupt die Mikronesier aus einer Mischung zwischen Zweigen der rotbraunen polynesischen, der schwarzen oder stark dunkelbraunen melanesischen und der gelben malayischen Rasse hervorgegangen. Die Bewohner der einzelnen Inseln zeigen aber auch eine sehr verschiedene Verteilung dieser Rasseneinschläge. —

Nur wenige Weisse leben auf den Karolinen, es sind vielleicht 150, Kaufleute, Händler, Beamte und Missionare. Manche von den Kaufleuten und Händlern sind schon seit Jahrzehnten auf den Inseln ansässig. Man bezeichnet diese alten Ansiedler gern als Südsee-Beachcomber (Südsee-Strandvagabunden), und spricht nicht gerade mit dem grössten Respekt von ihnen. Oft zu Unrecht; denn sie sind es, welche überall in der Südsee auf vorgeschobenen Posten in Entbehrung und Weltabgeschiedenheit lebend, die hauptsächlichsten Stützen des Handels bilden. Ohne diese langeingesessenen Händler und ihre Erfahrungen mit der eingeborenen Bevölkerung hätten die Handelshäuser einen ebenso schwierigen Stand wie unsere Regierung. In den langen Jahren des einsamen Lebens haben viele von ihnen den Gebrauch zivilisierter Umgangsformen wohl verlernt, und auch der Alkohol spielt oft in ihrem Leben eine wichtigere Rolle als das erwünscht wäre, doch das Herz dieser Leute sitzt meist auf dem rechten Flecke. Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen, solche, die vollkommen verstimmt und versumpft sind, aber andererseits findet man oft zur grössten eigenen Überraschung bei den alten „Beachcombern“ eine Tiefe der Empfindung und eine Feinheit des Gefühls, die einzig und allein ihren Ursprung hat

in der Lebensgemeinschaft dieser Einsiedler mit einer großen, überwältigenden Natur. Aus einfachen Menschen mit der elementarsten Bildung macht diese oft achtenswerte Naturphilosophen, die in ihren vielen Stunden der Einsamkeit nicht nur aus der Natur, sondern auch aus einer Lektüre schöpfen, welche den zufällig sie besuchenden Reisenden in Erstaunen versetzt.

Das Klima der Karolinen ist ein rein tropisches, gemildert durch die regelmäßig wehenden Passatwinde. Die eigentlichen Tropenkrankheiten, wie Malaria, Tropen-Dysenterie und andere sind auf den Inseln nicht heimisch, doch hat langjähriger Aufenthalt für den Weißen Blutarmut und Nervenerschaffung zur Folge. Die Eingeborenen leiden sehr unter den ihnen von den Weißen gebrachten Krankheiten, Masern, Tuberkulose, Syphilis, Gonorrhoe usw. Infolge der gänzlichen Verständnislosigkeit der Eingeborenen gegenüber den ersten Anforderungen der Hygiene verbreitet sich jede Krankheit schnell und nimmt einen epidemischen Charakter an, so daß immer wieder frische Infektionen stattfinden, bis der Kranke erliegt, oder eine gewisse Immunität eingetreten ist. Aertzlicher Fürsorge und hygienischer Aufklärung durch Schule und Mission bedürfen die Eingeborenen der Karolinen noch in hohem Maße.

Die Niederschläge sind im ganzen Karolinengebiet sehr groß. Soweit die keineswegs schon abgeschlossenen Beobachtungen erkennen lassen, scheinen die Regenmengen nach Osten hin (Kusaie 6500 mm) sich zu steigern. Den durchschnittlichen Regenfall kann man wohl auf etwa 4000 mm annehmen. Die Temperaturen sind sehr gleichmäßige. Die Minima schwanken zwischen 21 und 24 Grad C., die Maxima zwischen 29 und 33 Grad C. Der Jahresdurchschnitt beträgt 27 Grad C. In den durchschnittlich nicht bewohnten Berggegenden der hohen Inseln sind die Temperaturen zweifellos erheblich niedriger. Zwischen der Regen- und Trockenzeit besteht im allgemeinen kein großer Unterschied. Die regenreiche Zeit ist die vom April bis November. Die Monate des Südwestmonsuns (Juli bis

Oktober) bringen höhere Tagesmaxima aber auch die bedeutendsten nächtlichen Minima.

Daß bei solchen Niederschlägen und Temperaturen die Vegetation sich in großer Ueppigkeit entfaltet, ist nicht zu verwundern. Wo immer eine Möglichkeit ist, daß eine Wurzel Fuß fassen kann, da ist das Erdreich mit saftigem Grün bedeckt, das fast überall während des ganzen Jahres seine Frische behält und einen wunderbaren Farbenkontrast bildet gegenüber dem tiefen Azurblau des wogenden Ozeans, der mit seinen weißen Schaumwogen diese weltentrückten Inselparadiese umbrandet.

Kusaie.

Wer heute auf dem mit reichlichen Bequemlichkeiten ausgestatteten Reichspostdampfer „Germania“ durch das Karolinengebiet reist, oder mit der Linie des Norddeutschen Lloyd nach Jap und Angaur kommt, denkt kaum daran, daß dieses Inselreich vor wenigen Jahren noch ein sehr schwer zugängliches Gebiet war. Eine mehr als primitive Verbindung wurde zwar von Manila aus mit Jap und Ponape unterhalten. Nach vielen Inseln jedoch, die heute dem Weltverkehr angeschlossen sind, konnte man nur vermittelst gelegentlicher Segelschiffahrt, die langwierig und nicht ungefährlich war, gelangen. Den benachbarten Marshall-Inseln erging es nicht besser. Höchstens etwa drei bis viermal im Jahr wurde eine Bark dorthin gesandt, um Lebensmittel und Handelsartikel zu bringen und die inzwischen auf den Inseln aufgekaufte Copra fortzuholen. Die auf den Marshall-Inseln arbeitende Jaluit-Gesellschaft hat mit den Karolinen, wo sie schon zur Zeit der spanischen Herrschaft einige Handelsstationen betrieb, die erste deutsche Dampferverbindung hergestellt, die in den letzten Jahren immer mehr vervollständigt wurde. Sie schließt an die Linie des Norddeutschen Lloyd sowohl in Jap als auch in Rabaul an, so daß man heute von Sydney, von Singapore-Batavia und von Hongkong auf bequemen deutschen Schiffen nach den Karolinen gelangen kann.

Die erste Station des von Sydney ausgehenden Reichspostdampfers „Germania“ ist Rabaul, der neue Sitz des Deutschen Gouvernements von Neu-Guinea. Vor fünf Jahren wurde in weitblickender Voraussicht vom Gouverneur Hahl die Verlegung des Regierungssitzes von

Herbertshöhe nach dem in vieler Beziehung vorteilhafteren Rabaul beschlossen. Die großzügige Anlage der neuen Hauptstadt Deutsch-Neu-Guineas gestattet jederzeit ihren weiteren Ausbau, der mit der zunehmenden Erschließung dieser zukunftsreichen Kolonie erfolgen wird. Die umfangreichen Hafengebäude des Norddeutschen Lloyds, die schmucken Häuser der jungen Stadt, die von schönen Straßen durchzogen ist, und ihre großen von der Seebrise bestrichenen, blumengeschmückten Plätze sind Zeugnisse zielbewußter deutscher Pionierarbeit.

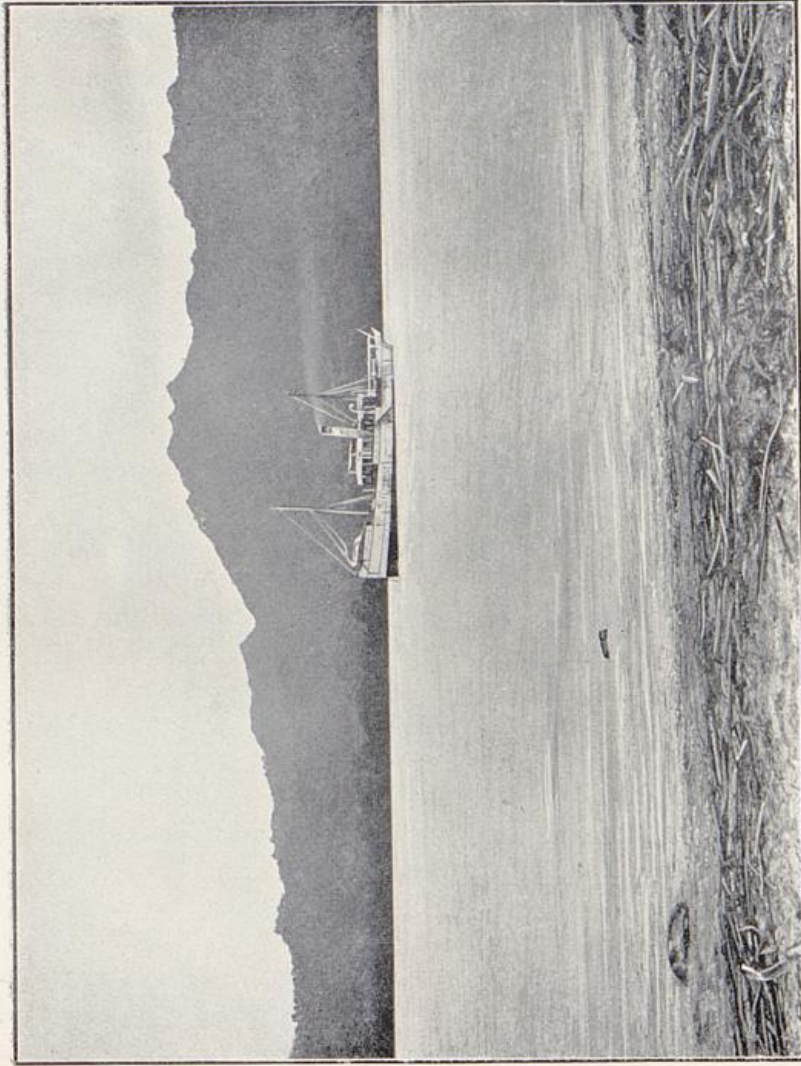
Ostwärts geht dann die Fahrt. Das nächste Ziel ist Nauru, jene zur Marshallgruppe gehörige, aber von dieser noch rund 500 Seemeilen entfernte, unter dem Äquator liegende Insel, deren Größe nur 20 Quadratkilometer beträgt. Vor kurzem lebten auf ihr neben den 1400 Eingeborenen nur 2 Missionare und 5 weiße Händler. Heute herrscht reges Leben auf dieser kleinen Insel, das durch den Abbau der reichen, jüngst entdeckten Phosphatlager hervorgerufen wurde. Die Zahl der Weißen ist auf fast 100 gestiegen. 800 bis 900 landfremde Arbeiter, Chinesen und Karoliner, fördern die wertvollen Bodenschätze, die von einer Bahn an den Verschiffungsplatz gefahren werden, wo regelmäßig einlaufende Frachtdampfer und Segelschiffe auf sie warten. Hoffentlich nimmt die harmlose und bisher unverdorrene Eingeborenenbevölkerung nicht Schaden durch den plötzlichen Wechsel der Verhältnisse. Es wäre schade, um das kleine Völkchen, das bislang den unheilvollen Einflüssen der zu schnell vorwärts drängenden Kultur entgangen war.

Die Zone der äquatorialen Windstillen durchheilt der Dampfer in schneller Fahrt, den bleiern daliegenden Ozean durchfurchend, wo Segelschiffe oft lange Wochen schwülen Wartens auf einen Windhauch hoffen. Am Abend des zweiten Tages erscheinen am Horizonte auf Backbordseite die kaum über das Wasser hervorragenden Palmen der südlichsten Marshallinsel, Ebon. Am nächsten Tage ist die Laguneninsel Jaluit erreicht, die Hauptstation der Hamburger Jaluit-Gesellschaft. Hier laufen die Fäden des über

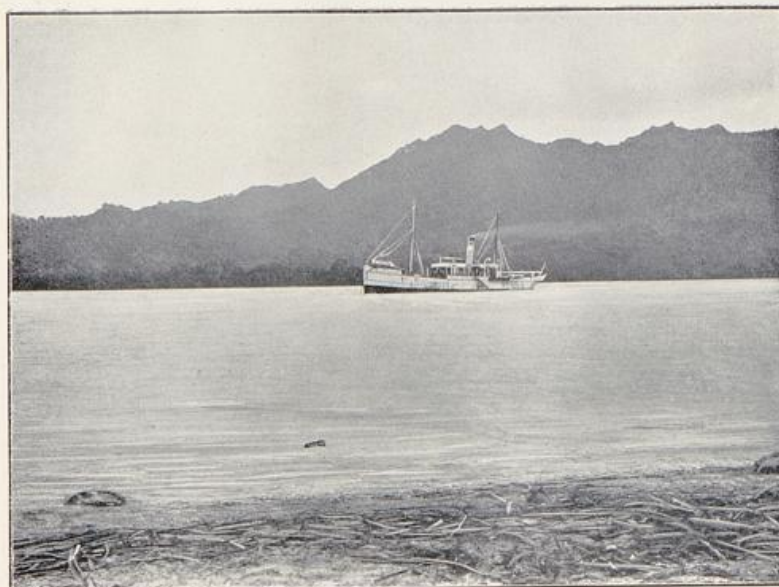
Mikronesien weit verzweigten Handels dieses Unternehmens zusammen. Den Reichtum der Marshall-Inseln bilden die Kokospalmen, die in dem salzigen Korallenboden und dem gleichmäßig feuchtwarmen Klima besonders gute Wachstumsbedingungen finden. Die Marshallinseln liefern von allen unsern Kolonien die günstigste Handelsbilanz. Während im Etatsjahr 1909 bis 1910 die Einfuhr etwa 1,6 Million betrug, wurden einschließlich der Phosphate von Nauru für 5,2 Millionen Landesprodukte ausgeführt. Nach fast dreitägiger Liegezeit, in der die Schiffskrane unermüdlich arbeiten, die vielen Kisten und Säcke für die Jaluit-Gesellschaft zu landen, verläßt das Schiff die spiegelglatte Lagune Jaluits durch die Südwestpassage. Der bis dahin nordöstliche Kurs wird nunmehr nach Westen geändert. Nach nicht ganz zweitägiger Fahrt wird die erste Karolinen-Insel, Kusaie, gesichtet.

Zwei Gruppen in der Sonne leuchtender Basaltmassen tauchen aus dem tiefblauen Ozean empor. Man hat den Eindruck, als seien es getrennte Inseln. Beim Näherkommen des Schiffes heben sich die Berge, und nun erscheint als Verbindung zwischen denselben ein flacher, sich lang hin-streckender Sattel. Von der schaumumkränzten Küste bis hinauf zu den Bergspitzen breitet sich ein immergrüner Urwaldteppich. In kühnen Formen türmt sich das Gestein auf, und steile Schluchten trennen die einzelnen Höhen. Silberne Bergflüsse kommen von den Höhen herabgesprungen, hier und da, wo sie vom Fels als Wasserfall niederstürzen, aus dem frischen Grün des Waldes hervorleuchtend.

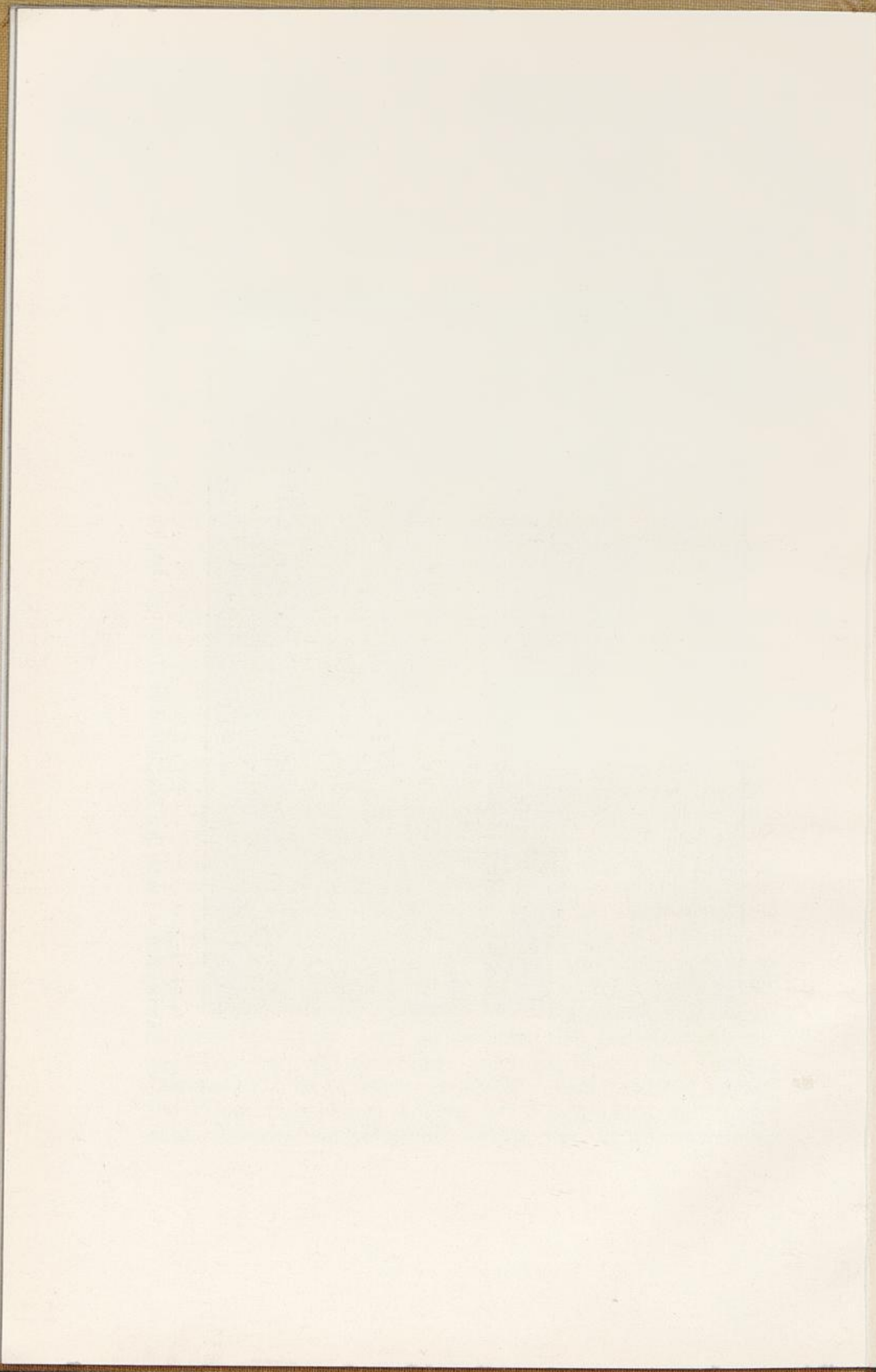
Durch eine enge Einfahrt zwischen den vorgelagerten Riffen, die sich von weitem schon durch die smaragdgrüne Färbung der über sie flutenden See kennzeichnen, windet sich der Dampfer hinein in den Chabrol-Hafen, auch Lele-Hafen genannt nach der kleinen von der Hauptinsel abgetrennten Insel Lele. Auf ihr befindet sich der Hauptwohnplatz der nur 600 Bewohner und der Sitz des Tokosa Teleusar, d. i. des Königs von Kusaie. Das Land mit seinen 110 Quadratkilometern könnte mit Leichtigkeit die zehnfache Bevölkerung ernähren. Was wir heute antreffen,



R. Deeken phot.
Ausfahrt des deutschen Postdampfers „Oceana“ aus dem Chabrol- oder Lelehafen.



R. Deeken phot.
Ausfahrt des deutschen Postdampfers „Oceana“ aus dem Chabrol- oder Lelehafen.



sind nur die Überreste eines früher viel zahlreicheren Volkes. Tuberkulose und Syphilis haben fürchterlich unter ihm aufgeräumt. Syphilis wurde Mitte des 19. Jahrhunderts von amerikanischen Wallfischfahrern eingeschleppt, für die Kusaie mit ihrer gutartigen Bevölkerung ein Dorado war, wenn sie zum Ausruhen von der Walfischjagd südwärts führen. Sie haben hier, wie auf vielen anderen Südseeinseln, wüst gehaust und die todbringenden Krankheitskeime überall ausgesät. Das rapide Umsichgreifen der Tuberkulose, die wohl ebenso zahlreiche Opfer fordert wie die Syphilis, haben die Eingeborenen dem Kleidertragen zu danken, das ihnen von den ersten amerikanischen Missionaren, die weit mehr Kaufleute waren, denn Boten des Evangeliums, angequält wurde. Wir wollen zugunsten der letzteren annehmen, daß sie die mörderischen Folgen des Tragens der europäischen Tracht nicht vorausgesehen haben. Diese erklären sich dadurch, daß die Eingeborenen, die sich früher stets sehr reichlich mit Kokosnußöl einrieben und überdies sehr abgehärtet waren, das Einölen heute der Kleider wegen unterlassen, sei es, weil sie das nunmehr für überflüssig halten, sei es, um die für teures Geld erstandenen Kleidungsstücke nicht fettig zu machen. Natürlich schwitzen die Leute stark, da ihnen die Kleider zu warm sind, entledigen sich derselben, wenn irgend möglich im Hause und setzen sich dort dem kühlenden Durchzug aus. Durchnäßt sie der Regen, so fehlt ihnen meist das trockene Zeug zum Wechseln, sowie auch der Schutz der wärmenden Ölschicht. Es reiht sich eine Kette von Katarrhen an die andere, und bei einer Infektion finden die Tuberkeln einen fruchtbaren Nährboden. Der wenig widerstandsfähige Körper fällt dann der Krankheit mit unheimlicher Schnelligkeit zum Opfer. Auf allen Südseeinseln, wo die Eingeborenen zum Tragen von europäischen Kleidern veranlaßt wurden, nimmt die Entvölkerung betrüblichen Fortgang. Die kleinen, wie die großen Völker sterben dahin. Vor hundert Jahren etwa hat die einheimische Bevölkerung Hawaiis noch 400 000 betragen; gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden noch 250 000 gezählt und heute leben

nur mehr etwa 25 000 Nachkommen der kühnen Scharen Kamehamehas. In wenigen Jahrzehnten wird auf manchen Inseln, wo nicht noch rechtzeitig eine Fürsorge seitens der Weißen eingegriffen hat, um dem Sterben Einhalt zu gebieten, die alte tahitische Prophezeiung zur Wahrheit geworden sein:

Ua haere te fau
E mou te fa'arero,
E nao te ta'ata.

(Die Blätter fallen auf den Sand,
Das Meer nagt am Korallenstrand,
Tot ist mein Volk im Heimatland.)

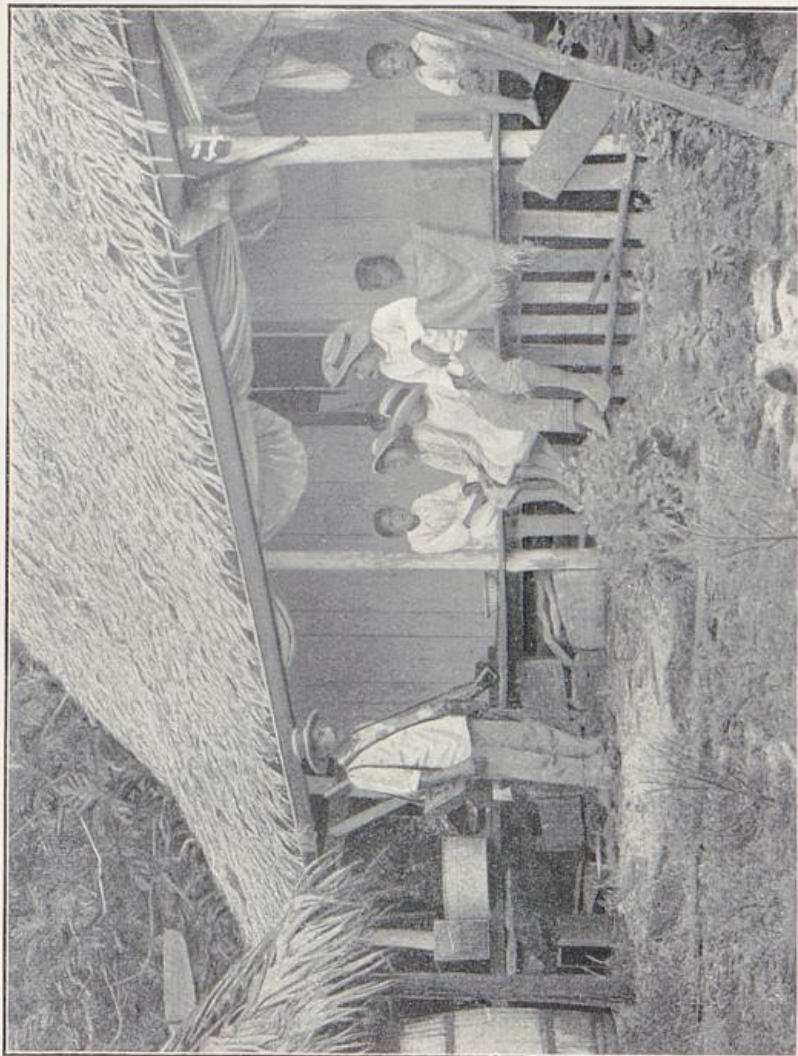
Die Kusaier sind bereits seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bekehrt und halten sehr auf ihr Christentum: Die Männer tragen blaue Hosen, jene in Amerika fabrizierten Dungery trousers mit den kupfernen Nietten, welche die Näte vorm Einreißen schützen, Jacken, auch wohl schwarze Gehröcke und selbstgeflochtene Hüte. Die Frauen kleiden sich mit langen Hängerkleidern, und haben darunter ein Lententuch und meist auch noch ein Hemd. Sie rauchen nicht, sie trinken nicht, und von den früher bei ihnen üblichen Tänzen sprechen sie nur mit dem größten Abscheu. Von Natur lenksam und gutwillig, kommen sie scheinbar allen Geboten nach, um die Missionare nicht zu betrüben, von denen es ein Teil, das soll nicht verkannt werden, sicherlich treu mit ihnen gemeint hat. Doch hinter ihrem Rücken bleibt es so ziemlich, wie es war. „Saure Wochen, frohe Feste!“ denkt auch der Kusaier. Wenn die Gelegenheit sich macht, und der Missionar es nicht sieht, dann geht es hoch her. Dann werden die Hosen und die Hängerkleider an den Nagel gehängt und die alten Baströckchen hervorgeholt. Ist der Gin ausgegangen, wird Kokospalmenwein (Tody) gebraut, der ist billiger und berauscht ebensoschnell. Dann kommt mit hurtigem Sprunge die leichtgeschürzte braune Terpsichore hereingehüpft unter die trunkenen Männer und Weiber und tanzt zum Takte des Becherklanges.

Kusaie ist seit langem die Hochburg der Boston-Mission und ihres fadenscheinigen amerikanischen Handelschristentums gewesen. Das Missionsschiff, der „Morning Star“, lief mit Waren tief beladen im Chabrolhafen aus und ein. Die Missionsschulen auf Kusaie sandten bis nach den fernsten Südseeineln zahlreiche braune Zöglinge als Glaubensboten, die nach praktischer amerikanischer Lebensauffassung im Nebenamte Händler waren. In späteren Jahren jedoch hat die Konkurrenz der vordringenden Nurfleute den Handel der Mission sehr beschnitten, und 1907 gelang es glücklicherweise, die amerikanische Mission, deren wenig deutschfreundliche Gesinnung oft zutage trat, zum Aufgeben des deutschen Gebietes zu veranlassen. Sie verkaufte alle ihre Besitzrechte an die Liebenzeller Mission (Deutscher Jugendbund für entschiedenes Christentum). Dieser Wechsel ist mit großer Genugtuung begrüßt worden. Nationaler Geist und eine Missionstätigkeit, die sich auf christlicher Nächstenliebe begründet und nicht mit atemloser Hast dem Dollar ihrer Glaubensschüler nachjagt, haben nunmehr ihren Einzug gehalten zum Segen der braunen Bevölkerung und zum Vorteil des deutschen Kolonialreichs.

Der Einfluß der Bostoner Mission auf die äußere Lebensgestaltung war groß und wird sich nicht so bald beseitigen lassen. Der Reisende, der heute Kusaie besucht, darf sich nicht wundern, wenn er am Lande mit unverfälschtem Yankee-Englisch begrüßt wird. Der „König“, wenn man dem braunen Inselhäuptling diese Bezeichnung zukommen lassen will, spricht es fließend, und seine Untertanen, die zum nicht geringen Teil die Missionsschulen besuchten, sprechen es wenigstens auf Pidgin-Manier so weit, daß sie eine einfache Unterhaltung führen können. Es ist in der Tat wunderbar, wie schnell die Anglosachsen ihr Idiom allen Völkern einzuimpfen verstehen. Geringer Sinn für das Erlernen einer fremden Sprache, vor allem aber die zähe Rücksichtslosigkeit dieser Rasse im Gebrauch der ihrigen sind die Ursachen. Wir Deutsche sollten diese sprachliche Rücksichtslosigkeit bis zu einem gewissen Grade nachahmen.

Die Kusaier haben offenbar mehr polynesisches Blut als die Marshallaner. Schon ihre hellere Hautfarbe läßt das vermuten. Es fließt aber sicher auch etwas japanisches Blut in ihren Adern. Die Kusaier sind kräftig gebaut und haben einen sympathischen Gesichtsausdruck. Unter den Männern mehr noch, als unter den Frauen, findet man regelmäßige, auch nach unserem Geschmack wohlgeformte Züge. Dem Fremden gegenüber ist der Kusaier freundlich, doch ist sein Entgegenkommen wohl nicht ganz selbstlos. Er erwartet den Lohn dafür in klingender Münze.

Der Hauptort Lele besteht aus etwa 30 Häusern. Das größte derselben, im Schatten eines alten *Calophyllum*-Baumes, wird vom „Könige“ bewohnt. Die Bauart ist eine wesentlich andere als auf den benachbarten Marshallinseln. Die Häuser sind größer und vor allem auch höher. Den Kusaiern steht ja in ihren Bergwäldern ein unerschöpfliches Material zur Verfügung, während der spärliche Baumwuchs auf den Koralleninseln den Bewohnern derselben größere Sparsamkeit im Gebrauch von Bauholz auferlegt. Die Häuser auf Kusaie haben zimmerartige Abteilungen, die durch halbhohe Zwischenwände aus Bambusgeflecht hergestellt sind. Auch zur Bekleidung der Außenwände dient geflochtener Bambus, der leider hier und da schon von unschönen, aber regensichereren Brettern aus Kistenholz ersetzt wird. Das Dach ist mit Pandanusblättern gedeckt, die zu diesem Zwecke auf den pazifischen Inseln viel verwendet werden. Der Reisende ist überrascht, einen der Räume als Webstube eingerichtet zu finden, die in fast keinem Hause fehlt. Auf einem primitiven, aber recht handlichen Webstuhle verfertigen die Frauen aus der Faser der *musa ticap*, einer der *abaca* (Manilahanf) ähnlichen Art, ein kräftiges Gewebe mit geschmackvollen Mustern. Zum Färben der Faser wurden bis vor kurzem nur einheimische Farbmittel benutzt. Aus dem Saft der jungen Bananenschößlinge wird Dunkelblau gewonnen; Gelb liefert der Saft der *morinda citrifolia*; ein kräftiges Schwarz wird aus gebrannten Lichtnüssen (*Aleurites*) hergestellt; zur Gewinnung einer rotbraunen Farbe dient die geschabte und zerquetschte Mangroven-



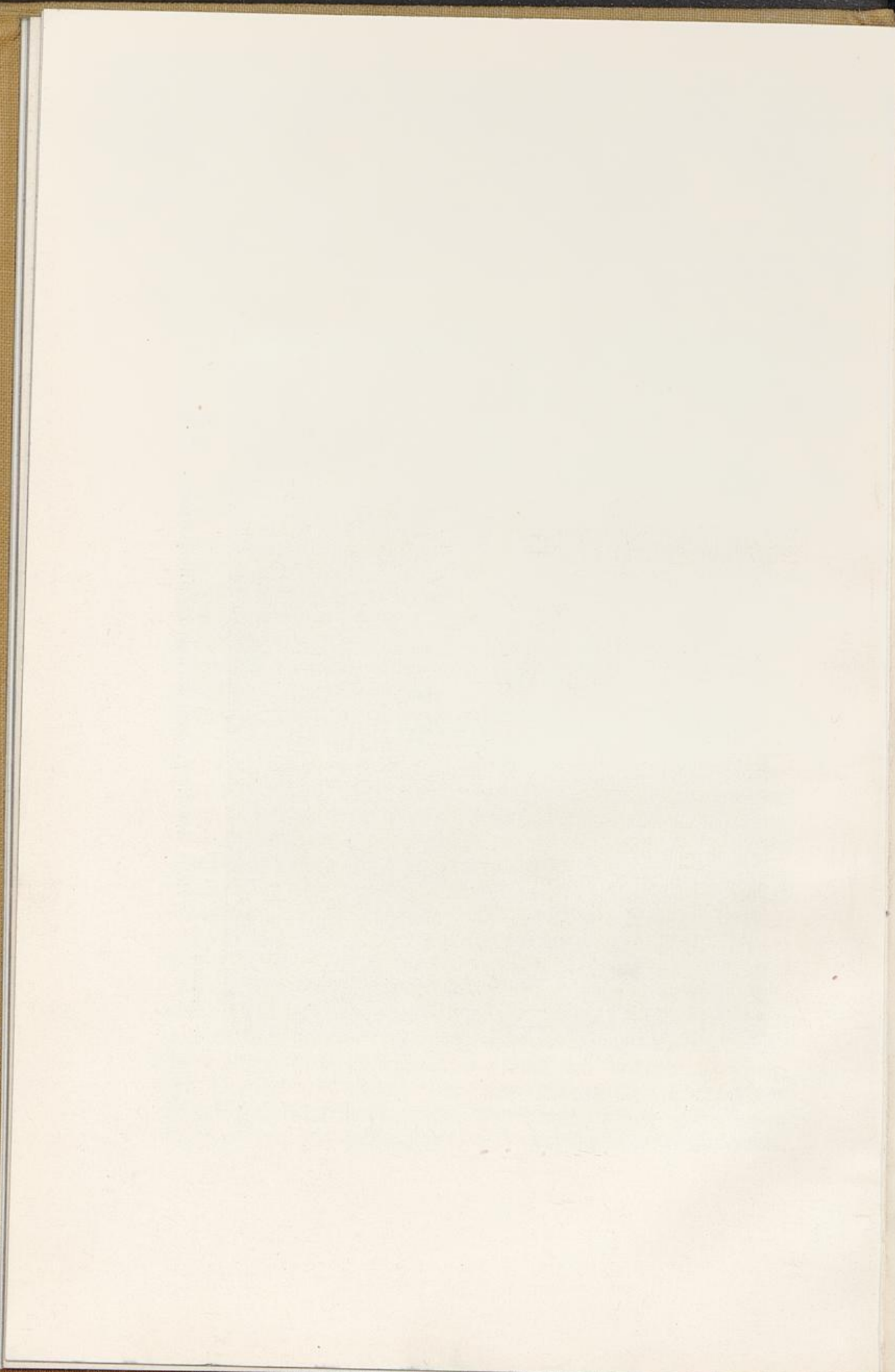
R. Deeken phot.

Haus der Eingeborenen auf der Insel Kusaie.



R. Deeken phot.

Haus der Eingeborenen auf der Insel Kusaie.



wurzel. Leider wurden in den letzten Jahren von den amerikanischen Missionaren auch Anilinfarben eingeführt, welche die schönen Tönungen der einheimischen Farben vermissen lassen und die Arbeiten, wenigstens für den Ethnologen entwerten. In Amerika jedoch, wohin die Missionare die Webarbeiten der Eingeborenen zum Verkauf sandten, fanden auch die mit den grelleren Anilinfarben gemusterten Stücke Absatz. Verfertigt werden Gürtel („tol“ genannt), Zierbänder und Handtaschen zum Aufbewahren kleinerer Gegenstände. Auf die Frage, wie der Webstuhl nach Kusaie gekommen ist, gibt es wohl nur die eine wahrscheinliche Antwort, nämlich die, daß Japaner ihn zu einer geschichtlich nicht festlegbaren Zeit dort eingeführt haben. Es spricht dafür nicht nur der auch heute noch ziemlich rege Verkehr nach den nördlichen Inselgebieten des großen Ozeans, sondern auch die Tatsache, daß in den Gegenden Japans, welche der Kultur der Neuzeit noch wenig erschlossen wurden, ein Webstuhl im Gebrauch ist, der mit dem kusaieschen sehr große Ähnlichkeit hat. Es spricht ferner dafür, ein mehr als zufälliges Uebereinstimmen der von den Kusaiern beliebten Webemuster mit den japanischen der älteren Zeiten. Aber auch der sonst von den Kusaiern bekundete feinere Geschmack dürfte auf diese Rassenbeimischung zurückzuführen sein.

Neben der Weberei wird, wie überall auf den Südseeinseln, Mattenflechtereie betrieben. Von den Missionaren wurde den Kusaiern außerdem das Flechten europäischer Hüte gelehrt, die ebenfalls nach Amerika zum Verkauf gesandt wurden. Sie werden aber auch von den Eingeborenen mit Stolz getragen und vervollständigen, geschmückt mit einem bunten, gewebten Hutbande, die Kleiderausstattung des zivilisierten Kusaiers. Im Innern der Wohnungen hat unsere Kultur leider auch schon ihren Einzug gehalten. Tische, Stühle, Emaillegeschirr etc. dienen nicht nur zum Zierrat, sondern werden auch benutzt. Bilder und Photographien, die von den Missionaren angefertigt werden, hängen an den Wänden. Ich muß gestehen, ich empfinde immer ein Bedauern beim Anblick eines europäisch gekleideten Eingeborenen.

borenen, nun gar noch, wenn er, von dem Tand und dem Klügel unserer Kultur, von den minderwertigsten, sonst nirgends in der Welt verkäuflichen Ausschußwaren der europäischen Industrie umgeben, sich auf einem Stuhle herumräkelt und den Weißen nachzuahmen sucht. Dann wirkt der braune Naturmensch als armselige Karikatur, während er in seiner von alters her überkommenen Tracht mit seinem kunstvollen Hausgerät und bei Beobachtung seiner Landessitten jedem vorurteilsfreien Beschauer gefallen wird. Welch ein Unterschied, wenn der von den schädigenden Auswüchsen der Kultur ziemlich verschonte Samoaner, mit nichts bekleidet außer mit seinem Lavalava (Lendentuch), auf den Weißen erhobenen Hauptes zugeschritten kommt und ihm dann mit freundlichem Neigen desselben und einem „Talofa alii!“ („Ich liebe Dich, Herr!“) die Hand zum Gruße bietet, ihn einladend, auf den ausgebreiteten Matten seines Hauses Platz zu nehmen und von seinen Speisen zu kosten, die auf einem, als Teller dienenden frisch geschlagenen Bananenblatt dargeboten werden! Oder wenn so ein brauner Hosenmatz, auch im Hause den Hut auf dem Kopfe, sitzend uns begrüßt, indem er uns das englisch konventionelle „Very glad to meet you, Sir, how do you do?“ entgegenschmettert wie ein Papagei seinen Spruch, wenn wir auf einem rauhen Bretterstuhl Platz nehmen müssen an einem Tisch, der vom Gebrauch schwarz geworden ist und Wasser nur dann sieht, wenn es bei einem Regenschurme durch das undichte Dach gepeitscht wird. Wenn uns dann in einer zerstobenen, schmierigen Emailletasse „some little tea“ oder gar „one nip of whisky“ dargeboten wird, dann ekelt einen, und es sind nicht gerade freundschaftliche Gefühle, die wir gegenüber denen hegen, die den in seiner natürlichen Ursprünglichkeit achtenswerten braunen Südseeinsulaner zu diesem Zerrbilde machten. Aber leider trifft man in der Südsee so häufig auf die Spuren sinnloser Zerstörung des Althergebrachten, ohne daß hierfür im Interesse der Zivilisation eine Notwendigkeit vorhanden war!

Die Bewohner der kleinen vorgelagerten Insel Lele haben offenbar von jeher eine Sonderstellung eingenommen.

Sie sind entweder die Reste der ursprünglichen Bevölkerung der Hauptinsel, oder ein in späterer Zeit zugewandertes Völkchen, das vielleicht in früheren Jahren von den Bewohnern der Hauptinsel bedrängt wurde, aber später die Herrschaft über diese erkämpft hat. Darauf lassen die etwa 500 Meter landeinwärts des Ortes Lele liegenden Ruinen einer alten Verteidigungsmauer schließen. Mehrere gepflasterte Fußwege, die von Mauern eingefasst sind, führen dahin. Die Anlage bildete zweifellos eine Zufluchtsstätte für die Inselbewohner beim Angriff eines übermächtigen Gegners. Das Mauerwerk ist aus prismatischen Basaltblöcken zusammengefügt, welche verschiedene Abmessungen haben bis zu einer Länge von über $2\frac{1}{2}$ Metern und einen allgemeinen Durchmesser von $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Meter. Die Stärke der Mauern beträgt am Boden 4 Meter und darüber, während sie sich nach oben auf etwa 2 Meter im allgemeinen verjüngt. Die Höhe ist durchschnittlich 5 Meter. Vier Durchgänge führen ins Innere der rechteckigen Anlage, das durch eine ebenfalls mit einem Durchgang versehene Quermauer in zwei Höfe geteilt ist. Auf zwei Seiten läuft an den Mauern ein etwa 3 Meter breiter, wenig tiefer Kanal entlang. Dichter Busch wächst zwischen den Mauern und erschwert den Überblick. Selbst zwischen den Lücken der großen Steine hat sich Vegetation festgesetzt und saftreiche, schnellwachsende Wurzeln der Urwaldbäume haben sich durch die Mauer hindurchgewunden, die Steine langsam auseinanderzwängend und so allmählich das massige Menschenwerk zerstörend. Im Schatten tiefen Waldfriedens liegt heute die Stätte, um die in früheren Zeiten wohl oft blutgieriger Kampf getobt hat. —

Von Lele nach der Hauptinsel sind es nur wenige Ruderschläge im kleinen Kanoe. Die Eingeborenen stellen sich ein solches aus einem Baumstamm von Hartholz her, den sie mit einem meisselartig wirkenden Schlagbeil aushöhlen, nachdem sie ihm zuvor die äußere sich vorn und hinten verjüngende Kanoeform gegeben haben. Die Schneide des Schlagbeiles ist heute aus eingeführtem Eisen; früher wurde hierfür ein scharf geschliffenes Stück der sehr harten

Riesenmuschel (*tridacna gigas*) benutzt. Ein kleiner massiver Schwimmbalken, auch Ausleger genannt, wird mit dem ausgehöhlten Baumstamme, parallel zu ihm, mittelst einiger Quer- und Schrägverstrebnngen steif verbunden. Dieser Ausleger verhindert das Umschlagen des Kanoes, das erfolgen würde, da der gehöhlte Baumstamm keinen Kiel hat. Es werden dann noch einige leichte Sitze im Kanoë angebracht, sowie bei größeren Fahrzeugen eine kleine Plattform in der Mitte zur Lagerung umfangreicherer Ladung. Diese Plattform ist so groß, daß ein Mensch sich gerade darauf ausstrecken kann, was von den Weißen, die das lange Hocken auf den engen, höchst unbequemen Kanoebänken nicht gewohnt sind, bei größeren Bootsreisen höchst angenehm empfunden wird. —

Die Vegetation auf Kusaie ist sehr üppig. Der auf das Jahr fast gleichmäßig verteilte, besonders starke Regenfall und die hohe Temperatur haben eine treibhausartige Entwicklung jeden Pflanzenwuchses zur Folge. Auffallend ist der besonders große Reichtum an Farnen, die in zahlreichen Arten eng nebeneinander stehend, vielfach einen dichten Wald bilden, hauptsächlich in den feuchten Niederungen der Flußläufe. Die Baumfarne mit ihren langragenden, zartgefiederten Wedeln erreichen Höhen von 8—10 Metern. Im Schatten dieses Daches fliegen zahlreiche kleine, vielfarbene Vögel hin und her, sich ihres Daseins im nahrungsreichen Urwalde erfreuend, während aus den dichtlaubigen Kronen der alten Baumriesen das Gurren der wilden Tauben und der Schrei der hier nistenden Seevögel ertönt. Kokospalmen finden sich fast nur in der Ebene, die, wenig ausgedehnt, wie ein Gürtel das Bergland umschließt. Hier und da lugt ein braunes Eingeborenenhaus aus dem Walde hervor, aber sonst ist alles, soweit das Auge reicht, grün. —

Die Niederlassung der Boston-Mission befindet sich auf der Hauptinsel, etwa 15 Kilometer von Lele entfernt. Solide, luftige Häuser und geräumige, hübsche Gartenanlagen zeugen von dem praktischen Sinn der Erbauer und gestatten den Bewohnern einen langjährigen Aufenthalt in dem zwar warmen, aber sonst gesunden Klima Kusaies. Nicht weit

von der Missionsniederlassung liegt das kleine Eingeborenendorf Puia mit einem 20 Meter hohen Wasserfall etwas landeinwärts, von einer wunderbaren Urwaldszenerie umgeben. Hier sollen sich, so geht die Sage, zwei Freunde, junge Häuptlingssöhne, nach unglücklichem Kampfe gegen den Nachbarstamm hinabgestürzt haben, da sie zu stolz waren, sich vor dem verachteten Gegner durch die Flucht zu retten. —

Der wirtschaftliche Wert Kusaies ist ziemlich unbedeutend, da anbaufähiges Land nur in beschränktem Maße vorhanden ist, und die Eingeborenen zu regelmäßiger Feldarbeit wenig Neigung verspüren. Die Anfang dieses Jahrhunderts vorhandene Pflanzung eines gewissen Melander ging später in den Besitz der Jaluit-Gesellschaft über. Der Bestand dieser Pflanzung betrug nur ein paar tausend Kokospalmen. Die Kopragegewinnung seitens der Eingeborenen ist ebenfalls nur eine bescheidene. Die früher bedeutendere Ausfuhr von Schildpatt und Trepang ist in den letzten Jahren fast ganz zurückgegangen. Neuerdings wird etwas Manihanhaf angebaut, dessen Produkt gut bewertet wurde. —

Ponape.

Westwärts geht jetzt die Fahrt weiter, an den niedrigen Koralleninseln Pingelap und Mokil vorbei. Herbst 1905 hatte ein schwerer Taifun die östlichen Karolinen heimgesucht, Bananen entwurzelt, Brotfruchtbäume niedergebroschen und den Palmen die Kronen ausgedreht, so daß auf den Inseln großer Mangel an Nahrungsmitteln für die Eingeborenen eintrat. Auf Pingelap war sogar eine regelrechte Hungersnot entstanden, da aus unerklärlichem Grunde zur selben Zeit auch die Fische ausgeblieben waren. Von den rund 1000 Einwohnern Pingelaps starben 120 Leute, die ausschließlich dem niederen Volke angehörten, aus Mangel an Nahrung, während den Mitgliedern der Häuptlingsfamilien noch genügend Lebensmittel von ihren umfangreicheren Ländereien zur Verfügung standen. Die deutsche Regierung griff, sowie ihr von der Notlage Kenntnis gekommen war, sofort ein und sandte Reis, Hartbrot und anderen Proviant hinüber. Sie wiederholte diese Sendungen, bis die Eingeborenen Erträge aus ihren neuen Bananen- und Taro-Pflanzungen haben konnten. Diese Erträge blieben indessen aus, da die Insulaner keine Neupflanzungen angelegt hatten. Sie fanden es viel bequemer, sich von der deutschen Regierung ernähren zu lassen und nicht zu arbeiten. Da doch die Proviantensendungen einmal ein Ende nehmen mußten, man andererseits die Leute auch nicht verhungern lassen konnte, denn an ein Eingreifen seitens der Häuptlingsfamilien war nicht zu denken, wurde die Hälfte der Bewohner Pingelaps nach Ponape und Truk geschafft. Dort erhielten sie Nahrung, aber auch Arbeit. Trotzdem die Leute sahen, daß sie auf ihrer Heimatinsel dem sicheren Tode entgegen-

gehen würden, war ihnen die Trennung von derselben so schwer, daß es Mühe und Gewalt kostete, sie an Bord zu bringen. Sie sind dann später, nachdem die Kulturpflanzen auf Pingelap wieder in ertragfähigen Zustand gekommen waren, in ihre Heimat zurückbefördert worden. Ich bezweifle, daß sie der deutschen Regierung diese Fürsorge gedankt haben. —

Am Morgen des dritten Tages, nachdem man die Insel Kusaie abends verlassen, steigen die mächtigen Basaltfelsen Ponapes aus den purpurübergossenen Fluten empor. Die fast 900 Meter hohen Spitzen der im Zentrum der Insel liegenden Berge Tolokolme und Telemir sind noch von Purpurwolken umhüllt. Purpurn leuchtet der ewigsprossende Urwald, der die ganze Insel bedeckt. Die Insel Ponape ist wie eine Festung. Sie ist umgeben von einem Gürtel kleinerer Inseln, teils korallinischen Ursprungs, teils vulkanische Absprengungen, der größeren Schiffen nur an 6 Stellen die Durchfahrt gestattet. In der Mitte liegt die zitadellartige Hauptinsel. Das von dem Inselgürtel eingeschlossene Meer, die Lagune, ist fast wie ein Spiegel, nur daß dann und wann eine milde Brise die Oberfläche strichweise kräuselt. Draußen aber, an der Außenseite des Inselkranzes tobt der grimme Feind allen Landes, das Meer. — Der Südostpassat treibt schwere, massig sich hinwälzende Dünungen gegen das Land. Sie kommen aus der Mitte des großen Ozeans und haben einen Anlauf genommen von 1000 Seemeilen und mehr. Und nun prallen sie auf. Die riesigen Wassermengen lösen sich in weißschäumenden Gischt, der sich wild aufbäumt, brüllend und donnernd, beißend und nagend, das Gestein zerwaschend, und in denselben Löchern, denselben Wunden, die das Meer dem Fels bereits geschlagen, immer fort ohne Rast gefühllos bohrend, bis der Basaltstein bricht und hinabstürzt in die grundlose Tiefe. Halbentwurzelt, ihre letzte Kraft aus den kümmerlichen Resten des nährenden Erdreichs saugend, ragt auf dem überhängenden Fels eine Kokospalme. Ihre Nüsse erntet bereits das Meer, denn wer würde es wagen, sie herauszuholen?! Und sie selbst wird auch ein Opfer des Meeres werden in der

ersten blitzdurchzuckten Sturmnacht der nächsten Regenzeit. Dann wird das Meer so oft seine Beute gegen den Fels schleudern, bis der eisenharte, rotbraune Palmstamm zu Millionen kleiner Atome zermalmt ist. — Aber zahllose Armeen von Legionen der kleinen Korallentierchen sind ununterbrochen an der Arbeit, immerfort aufbauend, die Breschen im vulkanischen Gestein wieder ausbessernd, die Bastionen des Inselgürtels wieder verstärkend. — Der ewige Kampf in der Südsee! —

Der Postdampfer fährt durch die nördliche der 6 Passagen. Jetzt ist er im ruhigen Wasser der Lagune und steuert den Langar- oder, wie die Spanier ihn nannten, den Santiago-Hafen an. Größere brauchbare Häfen sind außer diesem noch die von Metalanim und Ronkiti. Eine lange, grünschillernde Kiellinie zeichnet den Weg, auf dem das Schiff das stille Wasser durchfurchte. Seezeichen und Bojen helfen dem Steuermann den richtigen Kurs zu halten, denn abseits des ausgepeilten Fahrwassers liegen unter der Oberfläche Korallenbänke und Seichten, die das Schiff gefährden. Die Sonne steigt höher, und alles glitzert und funkelt. Vor dem Ankommenden liegt jetzt die massig aufgebaute Zitadelle, die Hauptinsel mit ihren kühn aufstrebenden Basaltformationen, über und über von einer üppigen Vegetation bedeckt. Nur hier und da hat allzu zackiger Fels den Urwaldteppich, der über die ganze Insel ausgebreitet liegt, zerrissen, und durch die Löcher schimmert das graubraune Gestein. —

Links liegt die kleine Insel Langar, auf der sich die Station der Jaluitgesellschaft befindet, sowie die größere Parraminsel. Zur Rechten Dschokadsch mit seinem steilen, hochragenden Basaltobelisken, dem Wahrzeichen des Santiago-Hafens. Gradaus die „Kolonie“. So heißt schlecht hin der Hauptort Ponapes, die Ansiedelung der Weißen. Aus dem Grün der Palmen und Mangobäume schimmern die weißen Dächer und Wände der europäischen Häuser. Etwas abseits sieht man das neue deutsche Regierungsgebäude. Ein hoher Flaggenstock mit flott wehender Fahne kündigt dem Besucher, daß hier deutscher Boden ist. Präch-



Landschaftsbild von Ponape.



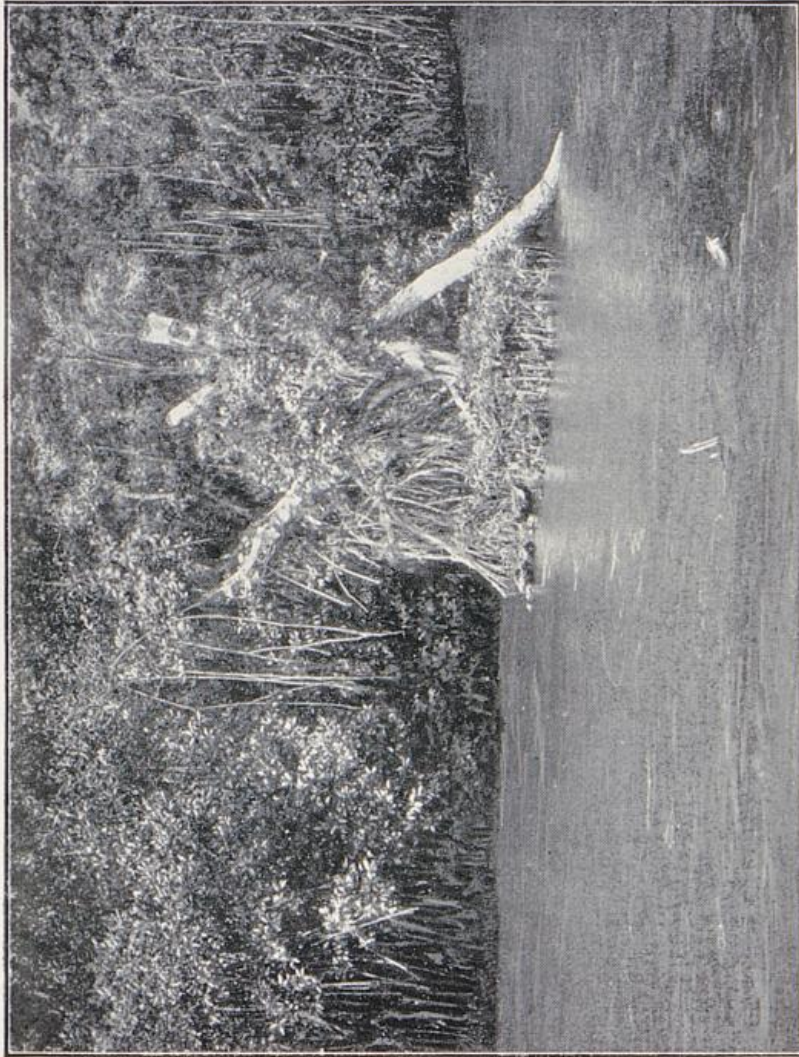
Landschaftsbild von Ponape.

tig heben sich die bunten Farben ab von dem saftig grünen Hintergrund der Berge. Zu beiden Seiten der Ansiedlung sind Klärungen, Tarofelder und Bananen, etwas Weide und Kokospalmen. Das Ganze umschlossen vom dichten, lianendurchflochtenen Urwalde, der heute so ist, wie er bald nach dem Anbeginn war. Jahrhunderte und wohl auch Jahrtausende sind über ihn hinweggezogen seit Entstehung der Insel. Die Urwaldriesen stürzten, wenn das Alter sie überbürdete und den einst so trutzigen, stahlharten Stamm zermürbte, und sie rissen in ihrem Falle manchen der noch jungen Nachbarn mit zu Boden. Das gab dann einen klaffenden Riß in dem ewigen Waldbestande, aber reichliche Saat liegt unter weicher Laubschicht an der Erde gebettet, der befruchtende Sonnenstrahl weckt sie zum Leben, und der vom häufigen Tropenregen feuchte Untergrund treibt die jungen Keime hoch, daß sie nach wenigen Jahren schon die Lücke ausfüllen, die der Riese dem Walde geschlagen. — So verjüngt sich der Urwald in stetem Wechsel, wie das Menschengeschlecht und bleibt sich ewig gleich. —

Ponape mißt 340 Quadratkilometer, es ist genau so groß wie das Fürstentum Schaumburg-Lippe. Die Insel zerfällt in 5 Landschaften, deren Bewohner unter der Herrschaft selbständiger Häuptlinge stehen und in früheren Zeiten mit einander in Fehde lagen. Die Namen der 5 Landschaften sind: U, Not, Dschokadsch, Kiti, Metalanim. Das Land ist eigentlich nur an den Küsten bekannt, selbst bei den Eingeborenen, die eine abergläubische Furcht davor haben, in das Innere der Waldgebirge vorzudringen. Infolgedessen gab es bis vor kurzem auch keine Pfade, welche über die Insel führten. Erst im Jahre 1909 wurde von Mannschaften der Neuguinea-Polizeitruppe eine Schneise von Langarhafen nach Kiti geschlagen, auf der dann zum ersten Male eine Abteilung der Besatzung des Kreuzers „Jaguar“ die Insel durchquerte. Dieser Durchhau hat hauptsächlich militärische Bedeutung. In der Nähe des Regierungssitzes wurde der Straßenbau in letzter Zeit energischer betrieben. Die Verbindung nach den entfernteren Plätzen der Insel findet aber fast ausschließlich zu Wasser statt, wie auch die Eingebore-

nen selbst bei kürzeren Strecken dem Wasserwege stets den Vorzug geben, selbst dort, wo Fußpfade an der Küste entlang führen. Das Innere der Insel ist fast ganz ausgefüllt von wildromantischen Gebirgen mit steilen Schluchten. Die Wasserscheide bilden die genau in der Mitte der Insel liegenden Nana-Berge, deren höchster der bereits erwähnte Tolokolme ist. Jäh stürzen von hier wildschäumende, kurzläufige Flüsse herab, die in der Ebene angelangt, sich verbreitern und das angrenzende Land in einen Morast verwandeln, in denen Mangroven wuchern, und die von den Ponapesen gefürchteten und nicht verfolgten meterlangen Aale in Massen hausen. Hier und da finden sich im Innern Hochplateaus, die mit einem hohen Naturgrase bestanden sind und gute Weideplätze bilden könnten. Der Viehzucht stellen sich auf Ponape jedoch große Schwierigkeiten entgegen. Das Rindvieh leidet schwer unter Zecken, und auch Schafe und Ziegen finden, soweit man aus den bisherigen Versuchen schließen kann, kein gutes Fortkommen.

Die Küste der Insel weist eigenartige Formbildungen auf, sie ist stark zerrissen und überall führen fjordartige Einschnitte tief ins Land hinein. Sie begünstigen den Bootsverkehr, und ihre Ufer sind beliebte Wohnplätze für die Eingeborenen, die ihre Häuser hier auf Pfählen soweit ins Wasser hineinbauen, daß sie mit den Kanoes bis an die Eingänge derselben fahren können. Wer hat auf diesen ponapesischen Fjorden eine Fahrt im Pfeilschnell dahinschießenden Kanoe gemacht und würde sie vergessen?! Hurtig tauchen die kurzen Schaufelruder in das stille, laue Wasser. Das Kanoe kommt von der Lagune her und biegt nun gegen das Land hin ein. Ringsumgeben ist dieses von einem Mangrovengürtel, dessen Untergrund tiefer Morast ist. Doch das Auge des Führers hat den „tau“ (d. i. Durchgang) wohl erspäht. Hinein schießt das Boot ins Dickicht, durch das ein tunnelartiger Wasserweg führt, gerade breit genug, um einem Kanoe die Durchfahrt zu gestatten. Fast dunkel ist es unter dem Dache der graugrünen Mangrovenblätter, und nur schattenhaft sieht man die Umrisse der brauner Ruderer, die mit den Paddeln weiterstaken in dem schlickigen, von



R. Deeken phot.

Mangrovensumpf auf Ponape.



R. Deeken phot.

Mangrovensumpf auf Ponape.

den Mangrovenwurzeln durchflochtenen Kanal. Nach einigen Minuten langsamen Dahingleitens in dem luftlosen Sumpfwalde wird es wieder Licht, und vor uns liegt das stille Wasser des Fjords, in dessen Spiegelfläche die Urwaldriesen und Palmen des Uferrandes, das Grün der steilen Waldberge, die manchmal bis dicht ans Wasser vortreten, und der blaue, wolkenlose Himmel widerscheinen. Dicht unter Land gleitet jetzt das Kanoe vorwärts, im Schatten der Bäume, die mit ihren weitauslegenden Ästen über das Wasser hinragen. Dickrunkige Schmarotzerpflanzen hängen von ihnen herunter, und in den Astwinkeln haben Farne ihre Wurzelkrallen eingeschlagen. Der Laubwald ist untermischt mit langwedligen Sagopalmen und den gradstämmigen Betelpalmen, deren Nüsse von den Ponapesen auffallender Weise nicht gekaut werden, was sofort an ihren infolgedessen nicht rot gefärbten Lippen und Zähnen zu sehen ist.

Oben in den Baumkronen hört man das Gurren der zahlreichen Tauben, die beim Herannahen des Kanoes davonfliegen, große graue Tauben, kleine grüne und gelb gefiederte und die violettbraune Kubarytaube, die nur auf Ponape heimisch ist und nach dem verdienten Forscher ihren Namen hat. Dazwischen kreischen die zänkischen Cherrets, die rotbraunen Ponapepapageien. Von diesen in Europa damals lebend noch nicht vertretenen Papageien habe ich ein Paar nach Deutschland zu bringen versucht, leider ohne Erfolg. Sie gingen beim Klimawechsel ein. — In dem niederen Buschwerk fliegen die roten Honigvögel, die Fliegenschnapper, sowie die kleinen grünen Limatis von Zweig zu Zweig, die Stille des Waldes mit ihrem feinstimmigen Konzert erfüllend und an dem Blütenhonig der weißen und gelben Orchideen nippend. Eine im Schlaf gestörte hellbraune Sumpf-Ohreule flattert mit lautem Flügelschlage davon. Glucksend tauchen die spitzen Schaufelruder in den Wasserspiegel, und kaum hörbar plätschert eine leichte Bugwelle vorn gegen das dahinschießende Kanoe. Mechanisch arbeiten die Ruderer. Man vermißt den frohen Bootsgesang der östlichen Polynesier, besonders der Samo-

aner. Schweigend verrichtet dieses Volk die gleichförmige Arbeit. Hier und da tritt der Wald zurück, wo kleine Siedlungen Eingeborener am Ufer liegen. Dann treten Kokospalmenhaine an seine Stelle, durchpflanzt mit den großblättrigen Brotfruchtbäumen und den dunkellaubigen Mangoes, Orangen- und Zitronenbäume mit ihren grünen Früchten wachsen in den Zwischenräumen, wo diese nicht mit schwerbehangenen Bananen ausgefüllt sind. So geht die Fahrt weiter landeinwärts, bis der Fjord sich verengt und in den Fluß übergeht. Nur wenige Kilometer hinter der Mündung hört dessen Schiffbarkeit selbst für die flachen Kanoes auf. Felssteine und Geröll, von den Bergen herabgespült, versperren den Weg.

Geschlossene Dörfer finden sich auf Ponape nur wenige. Die Siedlungen der Eingeborenen liegen meist etwas zerstreut in Gruppen von wenigen Häusern, die auf einem $1\frac{1}{2}$ —2 Meter hohen Fundament aus Basaltsteinen aufgebaut werden, wenn sie nicht, wie an den Ufern, zum Teil auf Pfählen ins Wasser hineingebaut sind. Die Häuser sind in der Form den kusaieschen sehr ähnlich. Sie sind rechteckig und haben ziemlich hoch aufgesetzte Giebel und Wände aus Rohrgeflecht, in denen mehrere, oft sehr enge Türöffnungen freigeblieben sind. Der Fußboden ist nicht, wie häufig bei den Wohnungen der Südseeinsulaner, mit kleinen Strand- oder Flußkieseln beschüttet, sondern hat einen Belag aus Holz und Rohrstäbchen, die fest nebeneinander gefügt sind. Die Bedeckung des ziemlich tief herabhängenden Daches besteht aus getrockneten Sagopalmbältern. Im Innern der Häuser findet man auch besondere Abteilungen. Dies ist besonders in den von Häuptlingen bewohnten und den zu Versammlungszwecken dienenden Häusern der Fall, in denen diese Abteilungen meistens einen um $1\frac{1}{2}$ Meter erhöhten Fußboden haben. Hier sind die für die Häuptlinge und deren Familien reservierten Sitze und Schlafplätze, zu denen die Würdenträger mit Hilfe einer kleinen Leiter emporsteigen. Die soziale Stufenleiter findet so ihren offenkundigsten Ausdruck. —

Gekocht wird nicht im Wohnhause, sondern, wie meis-

tens auf den Südseeinseln, in besonderen Kochhäusern, die etwas abseits von den Wohngebäuden liegen. Hier werden die Speisen in der mit heißgemachten Steinen ausgelegten Kochgrube, die der Ponapese „um“ (der Samoaner „umo“) nennt, gar gedünstet. —

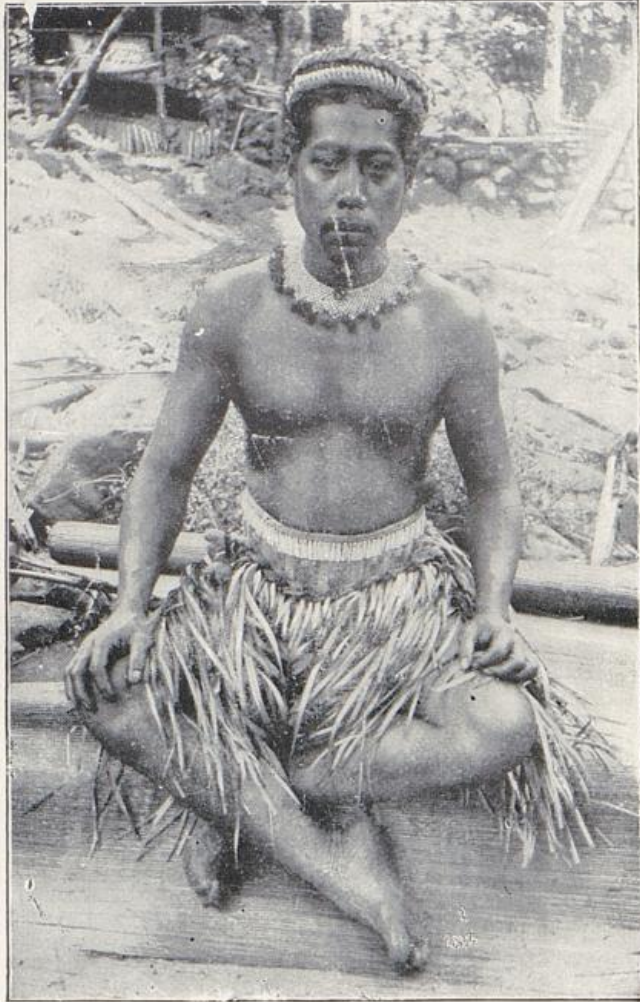
Die zwischen den Häuptlingsfamilien und dem niederen Volke bestehende tiefe Kluft ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß die heutigen Mitglieder des Volkes die Nachkommen ehemals besiegtter Stämme sind, deren Land dann unter die Sieger, die Vorfahren der heutigen Häuptlinge, aufgeteilt wurde. Das Volk ist so gut wie rechtlos und gänzlich besitzlos. Alles Land ist Eigentum der Häuptlinge, die es den Leuten aus dem Volke zu Lehen geben. Das Lehen ist keineswegs erblich, sondern kann jeder Zeit wieder entzogen werden, was auch oft aus den wichtigsten Gründen und Vorwänden geschieht. Infolgedessen pflegt das Volk die Ländereien auch nur mit solchen Kulturen zu bestellen, von denen man die Früchte bald abernten kann, vornehmlich also mit Taro, Bananen, Yams, allenfalls noch mit Brotfruchtbäumen. Dagegen wird die Kokospalmenkultur, deren Erträge etwa mit dem sechsten Jahre beginnen und mit dem achtzigsten enden, leider vernachlässigt. Eine gewisse Anzahl Kokospalmen, zum großen Teil Eigentum der Häuptlingsfamilien, ist ja bei jeder Ponapesenniederlassung vorhanden, doch dienen deren Früchte hauptsächlich Nahrungszwecken der Eingeborenen. Größere Palmenbestände, wie sie in der östlichen Südsee, in Tongo, Samoa usw. den Eingeborenen zu eigen gehören und ihnen beträchtliche Einnahmen durch Verkauf der Nüsse an die Händler liefern, sind in Ponape nicht vorhanden. Würden Leute des Volkes auf den Einfall kommen, ihr Lehnland mit Palmen zu bepflanzen, so würde sicherlich der Lehnsherr keinen Einspruch dagegen erheben, wohl aber einen Grund finden, ihnen das Lehen zu entziehen, sobald die Palmen in das ertragsfähige Alter gekommen sind. Jeder wirtschaftliche Fortschritt wird durch diese Lehnsherrschaft unterbunden, ewige Streitigkeiten sind ihre Folge. Auch im täglichen Leben ist ständig der große Unterschied zwischen den

Mitgliedern der Häuptlingsfamilien und dem niederen Volke sichtlich. Die schwersten Strafen standen und stehen noch auf Verstöße gegen die Etikette, welche im Verkehr des gemeinen Mannes mit dem Häuptling beobachtet werden muß. Wehe dem Manne, der auch nur aus Versehen den Lendenschurz eines Häuptlings anlegt! Früher war er dem Tode verfallen.

Nach den neuesten amtlichen Berichten leben auf Ponape zwischen 3500 und 4000 Eingeborene. Früher soll ihre Zahl etwa 50000 betragen haben. Dieselben Ursachen, auf welche die Dezimierung der Bevölkerung Kusaies zurückzuführen ist, haben auch den Bevölkerungsrückgang auf Ponape zur Folge gehabt. Besonders hinzu treten hier aber noch die jahrelangen Kriege zwischen den einzelnen der bereits genannten fünf selbständigen Landschaften, sowie die Kämpfe der Ponapesen mit den Spaniern, die, so blutig sie auch oft für die letzteren verliefen, doch auch nicht ohne schwere Verluste für die Eingeborenen waren.

Polynesisches, melanesisches und eine tüchtige Portion malayisches, vielleicht auch etwas japanisches Blut haben sich mit einander vermischt und den heutigen Ponapesen zu Tage gefördert. Er unterscheidet sich äußerlich und im Charakter nicht unerheblich von dem mehr polynesischen Kusaier, wahrscheinlich infolge des stärkeren malayischen Einschlages. Der Ponapese ist mittelgroß und zeigt nur wenig mehr den kräftigen Knochenbau des Polynesiers, sondern hat wesentlich schlankere Gliedmaßen. Auch die Stellung der Augenwinkel erinnert bei manchen Ponapesen schon stark an diejenigen der asiatischen Rassen. Die Hautfarbe zeigt deutlich eine Mischung zwischen rotbraun, braunschwarz und gelb.

Der Charakter der Ponapesen hat die Eigentümlichkeiten, die so häufig die Folge von Rassenmischungen sind. Man sieht auch hier die Merkmale einer wesentlich größeren Vererbung der weniger guten Eigenschaften der zur Mischung gelangten Rassen. Christian nennt den Ponapesen ein „moralisches Chamäleon“ wegen der großen Gegensätze und der plötzlichen Veränderungen seines Charakters.



Ponapesischer Häuptlingssohn.

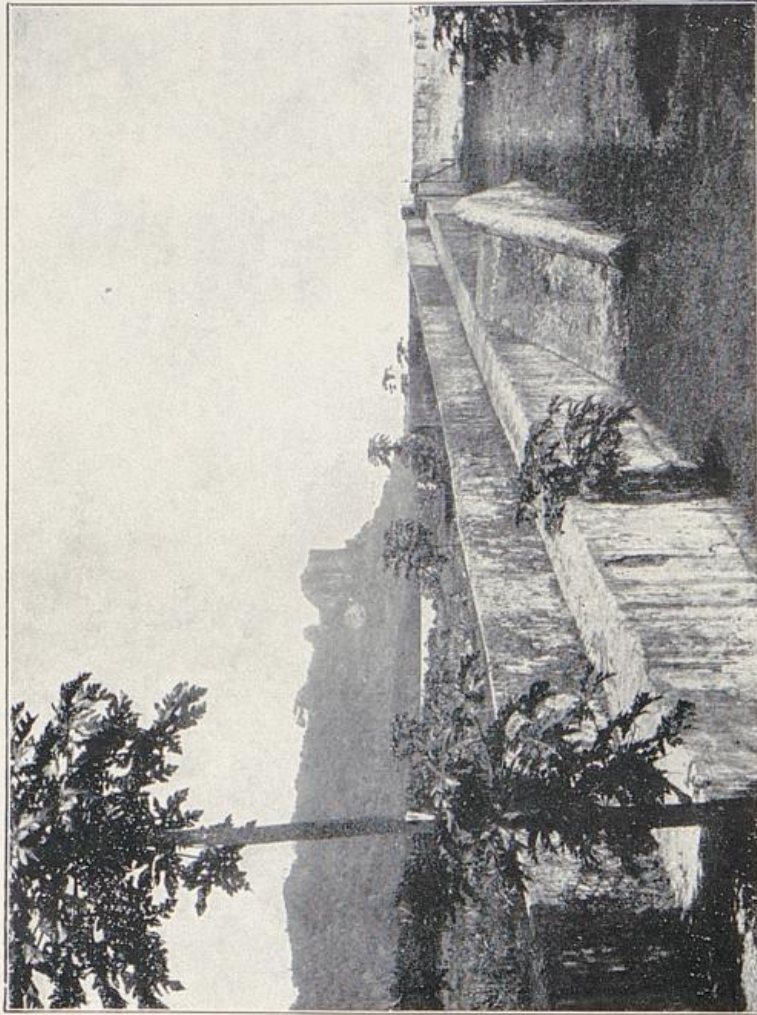
Mit großem Eifer beginnt der Ponapese eine seiner Arbeiten, um sie bald plötzlich abubrechen und wochenlang, monatelang gröbster Faulheit zu leben. Er scheint freundlich und liebenswürdig, um bei nächster Gelegenheit seinen Haß hervorzukehren und zu betätigen. Er ist abergläubisch bis zum höchsten Grade, und auf der anderen Seite zeigt er eine scharfe logische Überlegungsgabe, sowie stoische Gleichgültigkeit, die erstaunlich ist. Als am 24. Februar 1911 die Mörder unserer Beamten und Rädelsführer des letzten Aufstandes erschossen werden sollten, bat sich Jomatau, der Leiter der Rebellen, die Gunst aus, noch ein Wort an seine Landsleute richten zu dürfen, die ihm jedoch verweigert wurde. Doch Samuel, der andere Hauptschuldige rief, kurz vordem das Kommando „Feuer“ gegeben wurde, hochauferichtet, leuchtenden Augens seinen Volksgenossen zu: „Nehmt euch ein warnendes Beispiel an uns und lebt besser als wir!“ Alle 15 Verurteilten gingen mit bewundernswertem Mute und großer Gelassenheit dem Tode entgegen. — Auf der anderen Seite können eine Eidechse, ein Huhn oder andere harmlose Tiere den Ponapesen in Angst und Schrecken versetzen, wenn er Jokolai (das sind Kobolde) in ihnen vermutet. Diese fahren nach ponapesischem Aberglauben in alle möglichen Tiere, und bisweilen auch in die Hühner. Dann sind sie um nichts in der Welt zu bewegen, die Hühner zu behalten oder deren Eier, oder gar die Hühner selbst zu essen. Schnell bringt der Ponapese die Hühner zum Weißen und verkauft sie ihm. Mögen die Höllengeister nur ja in den verhaßten Weißen fahren!

Der größere Teil der Ponapesen hat heute die christliche Religion übernommen und bekundet bei Ausübung derselben oft einen fast fanatischen Augenblickseifer, der ihn aber nicht hindert, sich kurz hinterher bestialisch zu betrinken und seinen wilden Instinkten die Zügel schießen zu lassen. Der Hang zum Alkohol ist auf Ponape ganz allgemein. Der folgende ergötzliche von mir selbst erlebte Vorfall zeigt ihn in recht drastischer Weise. Als ich nach meinem ersten kurzen Aufenthalt in Ponape mich an Bord des ziemlich weit draußen im Langarhafen ankernden Schiffes

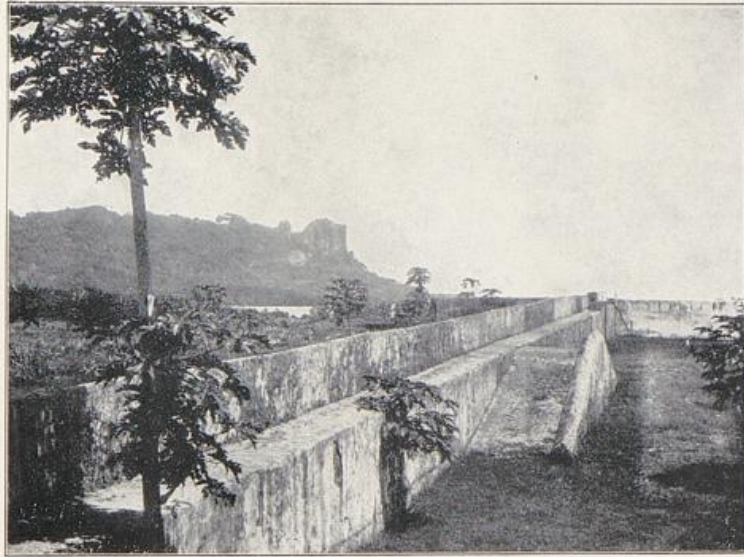
rudern ließ, hatte ich meine Sammelflaschen, gefüllt mit Insekten und Reptilien, die ich während meines Aufenthaltes gefangen hatte, mit meinem anderen Gepäck zusammen auf den Boden des Bootes untergebracht. An Bord angelangt, wurde mir alles richtig verabfolgt und in die Kabine getragen, welche Arbeit ich persönlich beaufsichtigte, weil ich die Spitzbübigkeit der Eingeborenen kannte. Es fehlte kein Stück. Als ich aber nach Abfahrt des Schiffes mein Gepäck ordentlich verstauen wollte, entdeckte ich zu meiner wenig angenehmen Überraschung, daß auf den mühsam gesammelten Käfern, Eidechsen und Würmern auch nicht mehr ein Tropfen Alkohol stand. Die Ponapesen hatten im Boote hinter meinem Rücken die mechanischen Verschlüsse der Flaschen geöffnet und das kostbare Naß davon getrunken.

Die Bekehrung der Ponapesen hindert sie keineswegs, die blutigsten Greuel zu begehen, wie sie das beim Überfall auf unsere Beamten durch die niederträchtigsten Verstümmelungen und Schändungen der Leichen gezeigt haben. Sie erwiesen sich in dieser Hinsicht voll gleichwertig ihren christlichen Brüdern in Afrika, den Hereros. Die Hinterlist der Ponapesen, ihre Unehrllichkeit und Lügenhaftigkeit ist fast sprichwörtlich in der Südsee. Mit ihnen ist ebenso zu rechnen wie mit ihrer Rachsucht, die nicht einschläft, jahrelang nicht, sondern nur auf den geeigneten Moment lauert, um hervorzubrechen. Der Einfluß der christlichen Religion wenn man von einem solchen überhaupt sprechen kann, ist ein rein äußerlicher geblieben. Dies zeigt sich, von allem andern abgesehen, in ihrem außerordentlich verzweigten Geisterglauben. Böse und gute Geister hausen überall. In jedem Baum, Strauch, Fluß, Berg, in allen möglichen Tieren, im Kanoe, im Haus, in der Schlafmatte, überall in jedem Ding, mit dem die Ponapesen in Berührung kommen, sind nach ihrem Glauben Geister zu finden, die bald dem Menschen Gutes tun, meist aber böser Absichten voll sind. Es wurde bereits erwähnt, wie gerade diese abergläubische Furcht die Eingeborenen abhält, ins Innere ihres Landes zu gehen. —

Auch die Ponapesen haben, wie die Kusaier, euro-

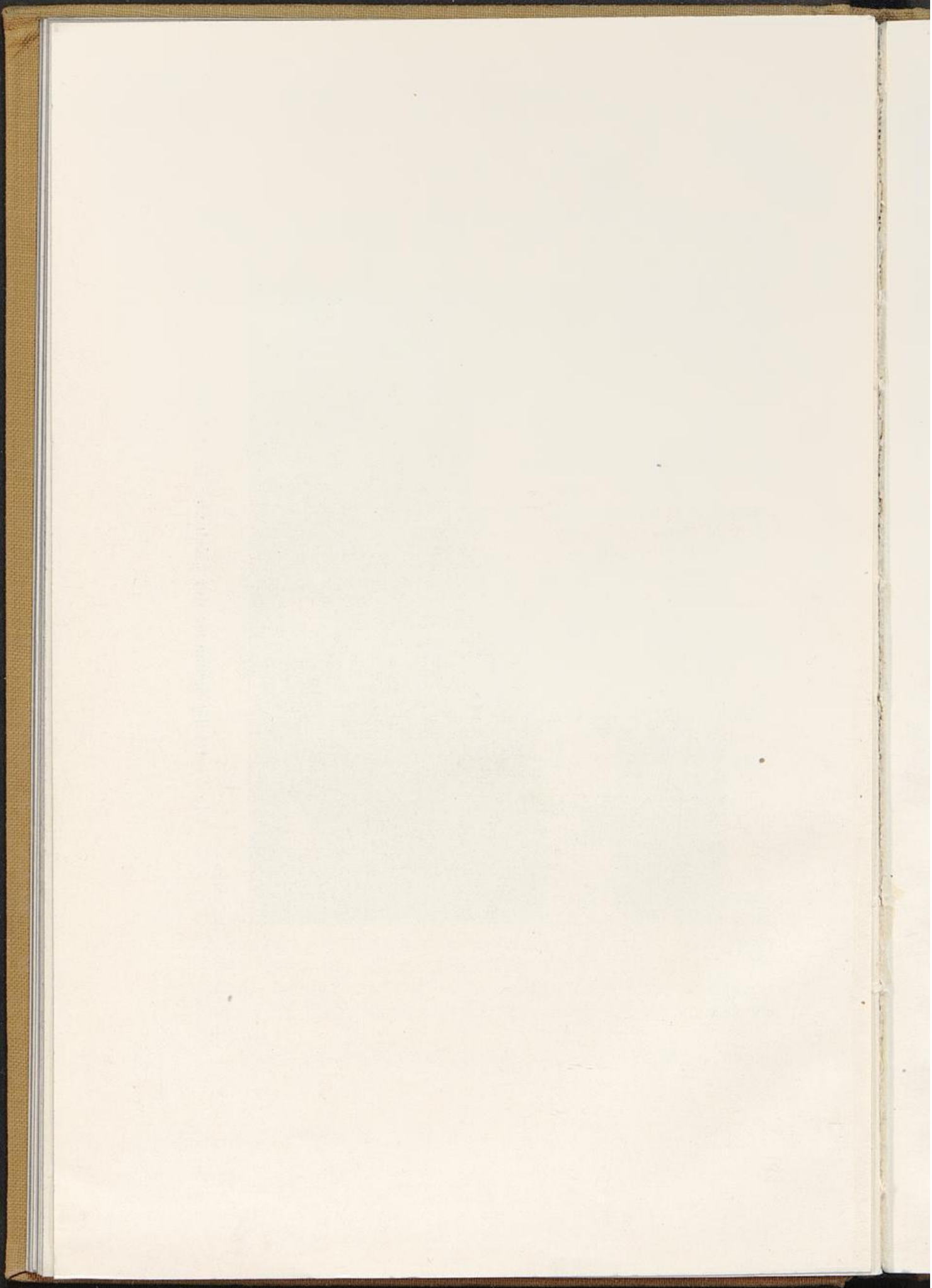


R. Deeken phot.
Die Verteidigungsmauer der „Kolonie“ in Ponape.



R. Deeken phot.

Die Verteidigungsmauer der „Kolonie“ in Ponape.

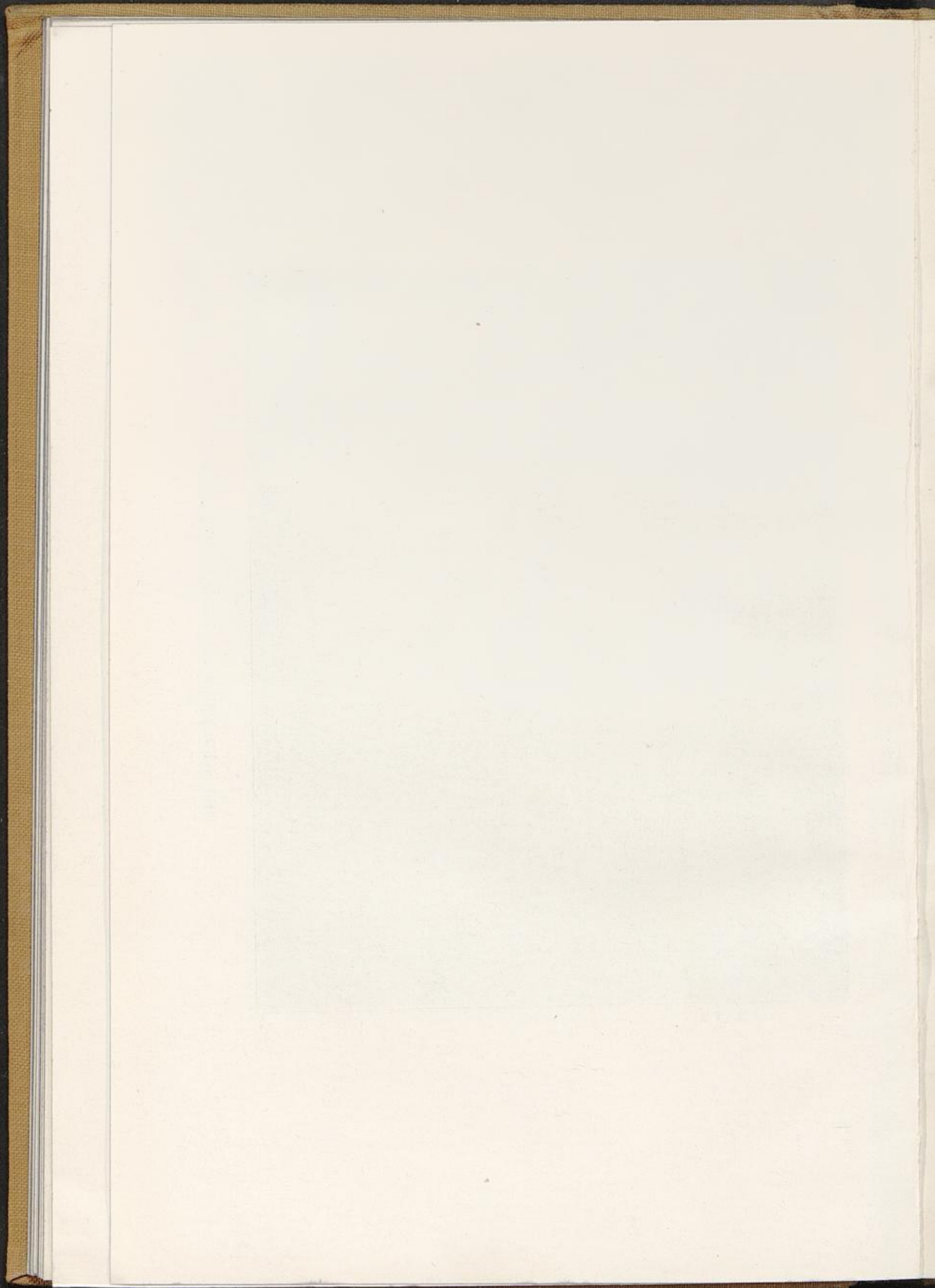




Drei Schönheiten aus Palikar auf Ponape.



Drei Schönheiten aus Palikar auf Ponape.



päische Kleidung übernommen, doch nicht in so allgemeinem Umfange. Man trifft noch häufig Eingeborene in ihrem „Uaiuai loi“ das ist ein Lendenschurz aus Bananenbast, zu dem bei besonderen Veranlassungen europäische Jacken getragen werden. Die Häuptlinge sind besonders feine Herren, die mit Vorliebe im vollständigen weißen Europäeranzuge umhergehen, um auch äußerlich ihre Gleichwertigkeit mit den im Grunde ihres Herzens verachteten und gehaßten Fremden zu zeigen. Bei den Frauen findet das Hängerkleid immer mehr Aufnahme und wird den Lendenschurz bald verdrängt haben. Rindenstoffe sind unbekannt. Ihre Nahrung besteht, wie bei den meisten Südseeinsulanern, aus Bananen, Taro, Yams, Kokosnüssen und Brotfrüchten. Letztere werden durch Eingraben für die Jahreszeit haltbar gemacht, in der Brotfrüchte nicht geerntet werden. Die so konservierten Brotfrüchte verbreiten einen üblen Geruch, der noch wesentlich kräftiger ist als der ihm sonst ähnliche Geruch gärender Käse. Fische und Muscheln werden in großen Mengen an den Küsten und in den Flüssen gefangen. Einen im allgemeinen nur für Festtage aufgehobenen Leckerbissen bildet das Hundefleisch. Daneben werden Schweine, Hühner und Tauben gegessen.

Der Ponapese hat meistens nur eine Frau, mit der er zur Zeit lebt. Nur wohlhabende Häuptlinge gestatten sich den Luxus, mehrere Frauen zu halten, d. h. hinter dem Rücken der Missionare, welche öffentliche Polygamie natürlich untersagen. Trennung der Ehen, wenn man ein solches Zusammenleben der beiden Geschlechter mit dieser Bezeichnung belegen darf, findet natürlich sehr oft statt, auch Austausch der Frauen zwischen Freunden und Verwandten ist nichts Ungewöhnliches.

Mit der europäischen Kleidung, dem Alkohol und den anderen fragwürdigen Errungenschaften der Kultur hat man bereits vor Jahrzehnten auch Feuerwaffen nach Ponape eingeführt. Was sie in der Hand dieses hinterhältigen und in ewigen Fehden untereinander verwickelten Volkes bedeuten, braucht nicht gesagt zu werden. Das Dickicht des Urwaldes, insbesondere das dunkle Mangrovegebüsch bietet

überall die Möglichkeit für die verstecktesten Hinterhalte, aus denen heraus die ahnungslosen Gegner, auf den schmalen Waldpfaden gehend, oder im Kanoe auf dem Flusse dahingleitend, beschossen werden können. Die Handhabung der Gewehre lernten die gewitzten Eingeborenen bald und wurden gute Schützen, da sie ein scharfes Auge haben und eine sehr geschickte Hand. Beides war bei ihnen durch Pfeil und Bogen, besonders aber durch den Gebrauch der Steinschleuder geübt, die auch durch die Feuerwaffen nicht ganz verdrängt wurde. Für den Nahkampf benutzten die Ponapesen in früheren Zeiten Holzspeere mit Widerhaken. Jetzt werden hierfür eiserne Buschmesser gebraucht, die in der Hand der Eingeborenen eine furchtbare Waffe sind. —

Doch nun genug von den Ponapesen! Ich habe sie, besonders ihren Charakter, eingehender beschrieben, da die Kenntnis desselben nötig ist für ein besseres Verstehen der geschichtlichen Vorgänge, insonderheit auch des letzten Aufstandes. —

Auch auf Ponape haben zuerst amerikanische Missionare und Händler festen Fuß gefaßt. Will man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so muß man die Geschicklichkeit anerkennen, mit der sie sich durch die schwierigen ponapesischen Verhältnisse durhgewunden haben. Es gelang ihnen sogar, bis zu einem gewissen Grade einen Einfluß auf die Eingeborenen zu gewinnen, über den die deutsche Regierung, und die spanische wohl noch weniger Ursache zur Freude hatten. Es ist heute schwer festzustellen, wie weit die Amerikaner bei den jeweiligen Aufständen der Eingeborenen ihre Hände im Spiele gehabt haben. Sicherlich haben sie sich nie der Gefahr ausgesetzt, unverblümt den Aufstand zu predigen. Ein solches Handwerk würde ihnen wohl bald gelegt worden sein. Einige Worte, ein Achselzucken, stummes Sympathisieren erreichen denselben Zweck und sind sehr wohl imstande, wenn sie von einflußreicher Stelle kommen, geheime Pläne Eingeborener zu offenen Taten reifen zu machen. Das hatten die Spanier auch bald erkannt und deportierten gleich im ersten Jahre ihrer Herrschaft auf Ponape den Hauptleiter der Boston-Mission nach

Manila. Genau 14 Tage später (1. Juli 1887) wurde eine Abteilung spanischer Soldaten auf der Insel Dschokadsch massakriert und dann die Festung der Spanier überfallen, wobei der spanische Gouverneur und 70 Mann erschlagen wurden. Ein mehr als eigentümliches Zusammentreffen der Tatsachen! Selbst der nachsichtigste Geschichtsschreiber wird zu dem Schlusse kommen, daß die Boston-Missionare ihre Bemühungen, die Eingeborenen von ihren blutigen Überfällen abzuhalten, nicht mit dem Eifer betrieben haben, den die in Not befindlichen Mitglieder der weißen Rasse erwarten durften. Trotz allem haben die Missionare nicht das Ziel ihrer Hoffnungen erreicht gesehen. Nach dem Niederbruch der spanischen Herrschaft zog eine andere ihnen wohl kaum viel sympathischere Regierung, die deutsche, auf den Karolinen ein, wo sie in ihren Phantasien schon längst die „stars and stripes“ hatten wehen sehen. Es wurde bereits im vorigen Kapitel gesagt, daß nunmehr die deutsche Liebenzeller Mission an Stelle der Bostoner getreten ist. Sie hat sich in der „Kolonie“ niedergelassen und dort bereits ein stattliches Kirchlein gebaut. Außerdem haben sie mit weißen Lehrern besetzte Schulen für die Eingeborenenkinder errichtet, so in Kiti und Oa. Es wird natürlich noch eine beträchtliche Zeit vergehen, bis es unseren Missionaren gelingt, die amerikanischen Neigungen der Eingeborenen auszurotten und deutschen Geist zu verbreiten. Ein Erfolg ist wohl erst von der nächsten Generation zu erwarten. Unterstützt werden die Liebenzeller Missionare in ihrer nationalen Tätigkeit von katholischer Seite durch die ebenfalls deutschen Kapuziner-Missionare, die einige Jahre vorher an die Stelle der spanischen Mönche traten. Auch sie bemühen sich vornehmlich um die heranwachsende Jugend und erteilen Schulunterricht, doch klagen beide Missionen über den verhältnismäßig noch recht geringen Erfolg ihrer Bemühungen.

Als die Spanier 1887 zur tatsächlichen Besitzergreifung des Karolinengebietes schritten, haben sie in der Erkenntnis der Gefährlichkeit ihrer Lage die Ansiedlung

festungsmäßig ausgebaut. Hohe Mauern mit Bastionen und kleinen Batterien schließen die Wohngebäude und deren Gärten ein. Die Seeseite ist offen. Im südlichen Teile befindet sich ein großer Zitadellhof, der frühere Exerzierplatz der spanischen Soldaten, die zeitweise bis zu einer Stärke von 600 Mann auf Ponape in Garnison waren. In der Mitte liegt das frühere spanische Gouvernementsgebäude, das später auch von der deutschen Verwaltung als Dienstgebäude benutzt wurde. Es ist ein sehr geräumiges, praktisch gebautes Haus, dessen vier Flügel einen Innenhof umschließen, und das von schönen tropischen Gartenanlagen mit Ruhebänken umgeben ist. In seiner Nähe sind die Dienstwohnungen für die Beamten errichtet. Etwas rückwärts haben die Kapuziner-Patres sich niedergelassen und eine geräumige Kirche nebst Schule gebaut. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Ponape waren noch die spanischen Mönche, Kapuziner der Provinz Aragonien, dort. Es ging ihnen herzlich schlecht, da sie von Spanien aus keine Unterstützung erhielten. Hunger und Entbehrung bildeten ihre Hauptmahlzeit, die Sorge für die Zukunft ihr Abendbrot. Nach Abzug der spanischen Besatzung standen Kirche und Schule ziemlich leer, denn die Ponapesen brachten ihnen als Mitgliedern der ganz besonders gehaßten spanischen Nation wenig Liebe entgegen. Bei den Weißen der Kolonie standen sie jedoch in sehr gutem Ansehen wegen ihrer redlichen deutschfreundlichen Gesinnung, die im Gegensatze zur Unzuverlässigkeit der Bostonmissionare doppelt angenehm empfunden wurde. Ein jeder unterstützte die Mönche daher nach Kräften, voran der damalige deutsche Vizegouverneur Dr. Hahl. — Hinter der Mission ist ein Gemüse- und Fruchgarten angelegt, den die Mönche trotz der glühenden Tropensonne persönlich bearbeiteten. Der Garten ist besonders interessant, weil er viele Arten enthält, die sonst auf den Südseeinseln nur selten oder gar nicht angetroffen werden und die von den Philippinen nach Ponape überführt waren. Auch eine in die Tropen akklimatisierte Weintraube fand ich dort, deren Früchte aber nicht recht süß werden trotz der überreichlichen Wärme. Es fehlt der Rebe die ihr nötige winterliche

Ruheperiode, so daß ein zu großer Teil des Saftes für die sehr üppige Blätterentwicklung verbraucht wird.

In dem unteren Teile des kleinen Städtchens nach dem Meere zu liegen die Geschäftshäuser. Auch eine größere japanische Firma, die Südsee-Handelsgesellschaft Murayawa & Co., hat eine Niederlassung auf Ponape. Da die Koprproduktion jedoch gering ist, so ist der Geschäftsverkehr auch ein beschränkter. Den bei weitem größten Anteil des Handels hat die Jaluitgesellschaft an sich gezogen; ihre Station befindet sich auf der vorgelagerten Insel Langar, von wo es erheblich näher zum Liegeplatz der Schiffe ist als von der Kolonie aus.

Nach der Landseite zu war die Kolonie von einem ziemlich ausgedehnten Glacis umgeben, um eine heimliche Annäherung der Eingeborenen durch den Urwald unmöglich zu machen. Während der deutschen Herrschaft wurde dieser freie Raum für Anpflanzungen benutzt und auch ein Teil der Mauer niedergelegt. Sicherlich hat das auf die Eingeborenen Eindruck gemacht, denn sie erkannten daraus, daß die Deutschen in friedlicher Absicht gekommen waren, und daß sie im Falle eines Kampfes des Schutzes der Mauern nicht bedurften.

Vor dem nordwestlichen Tore der Umwallung liegt der Kirchhof der Weißen. Die zahllosen Kreuze der spanischen Soldatengräber geben noch heute stumm beredte Kunde von dem blutigen Ringen. So manche Trauerbotschaft mußte von der einsamen Südseeinsel ins sonnige, lebensfrohe Spanien gesandt werden. Dann verstummten wohl bald die Kastagnetten, selbst der übermutstolle Fandango hatte ein jähes Ende, und manch Spitzentuch wurde enger gezogen um ein bleiches Frauenangesicht mit den tiefumdunkelten, tränenfeuchten Augen. Es birgt aber diese Ruhestätte jetzt auch schon eine nicht geringe Zahl deutscher Beamter und Seeleute, die in treuer Pflichterfüllung auf Ponape ihren Tod fanden, darunter zwei Bezirksamtänner, Berg, der einem Hitzschlag erlag, und der kürzlich ermordete Regierungsrat Böder mit seinen Leidensgefährten, sowie die Gefallenen

der letzten Marineexpedition. Hoffentlich sind sie die letzten Opfer, die im Kampfe zwischen Weiß und Braun auf Ponape ihr Leben lassen mußten! Vergessen wir aber auch nicht eines stillen Bewohners der ponapesischen Totenkolonie, der sich in seiner Verzweiflung leider selbst dort gebettet hat. Es ist dies der verdienstvolle deutsche Karolinenforscher Kubary, dem die Wissenschaft so manche wichtige Mitteilung verdankt. Er hat das Inselgebiet mit seltener Genauigkeit durchforscht und auf Ponape 9 Jahre gelebt. Gewiß hatte Kubary seine menschlichen Fehler, in seinen letzten Jahren vor allem eine Neigung zum Alkohol. Doch das sollte ihn für uns nur bemitleidenswert machen. Seine Verdienste um die ethnologische Forschung werden dadurch nicht geschmälert. Nahrungssorgen haben den unglücklichen Gelehrten schließlich in den Tod getrieben.

Doch noch einer Totenstadt sei gedacht, jener düstern stillen Stätte, die vom tiefen Urwald beschattet und mit dichten Schlinggewächsen und Farnen bewachsen an der Ostseite der Insel Ponape liegt, der verlassenen Stadt Nan Matal in dem sumpfigen Inselgebiet südlich des Hafens von Metalanim. „Fanupeï“, so nennen die westlichen Karoliner Ponape, das heißt „Land der heiligen Stätte“. Übrigens auch hier erinnert der Gleichklang der Sprache an die tausende von Meilen entfernten, rein polynesischen Samoainseln, wo „fanua“ ebenfalls Land bedeutet. — Nan Matal ist eine dieser heiligen Stätten, in früheren Jahrhunderten dicht bewohnt und von vielen gradlinigen Straßen durchzogen. Die Überreste der Häuser zeigen eine ganz andere Anordnung als die heute von den Ponapesen beim Bau ihrer kleinen Dörfer gebrauchte. Es ist schwer zu sagen, ob Nan Matal seinerzeit auf dem festen Lande erbaut wurde, und ob die Straßen damals trockenen Fußes begangen werden konnten. Dies ist wahrscheinlicher als die Annahme, daß die alten Bewohner Nan Matals ihre Häuser von vornherein in dem Sumpfe errichtet hätten, und daß die Straßen ausschließlich für den Kanoeverkehr bestimmt gewesen wären. Die Stadt wird wohl so alten Ursprunges sein, daß man mit

Recht glaubt, sie sei im Laufe der Jahrhunderte mit dem sinkenden Lande in die Tiefe hinabgegangen. Heute führen schmale, seichte Kanäle hinein. Ein großer Teil der ehemaligen Straßen ist von Mangrovedickicht und Sumpfwäxsen ausgefüllt. Wo festes Land ist, da haben es überall die Urwaldriesen mit ihren sich windenden Wurzeln zugeflochten und sind domartig mit ihren Kronen ineinander gewachsen. So herrscht denn düsteres Halbdunkel in dem Labyrinth von Wasserwegen, in deren morastigen Betten meterlange, graue Seeaale sich schlängeln. Das Kanoe schleift manchmal über den schlickigen Untergrund und gleitet nur langsam voran in die geheimnisvolle Stille. Die eingeborenen Ruderer wagen kaum zu sprechen, nur in leisem Flüstertone geben sie scheue Antwort auf die forschenden Fragen des Fremdlings. Alter Geisterglaube webt seinen bannenden Zauber um die Eindringlinge. Ähnlich muß die Fahrt im Nachen Charons auf dem dunklen Styx gewesen sein. Jetzt ist das Tor der alten Gräberstätte Nan Tauach erreicht. Aus massigen Basaltblöcken, ähnlich wie in Kusaie, ist es in cyclopischer Bauart errichtet und führt durch die an manchen Stellen mehr als 10 Meter hohe Mauer, die eine Dicke von durchschnittlich 5 Metern hat. Sie umschließt einen rechteckigen Raum, dessen lange Seiten etwa 55 und dessen kurze 35 Meter betragen. Die Mauern ruhen stellenweise auf großen terrassenförmigen Fundamenten, die aus dem morastigen Untergrund herauswachsen. Bei hohem Wasserstande kann man mit dem Kanoe bis an die Terrasse, auf welche das Haupttor aufgesetzt ist, heranzufahren. Bei Ebbe ist das nicht möglich. Dann muß man den letzten Teil des Weges waten oder sich von den Eingeborenen tragen lassen. Im Innern des von der Mauer umschlossenen Rechtecks ist eine kleinere und niedrigere Umwallung aufgeschichtet, deren Seiten parallel zu denen der Außenmauer laufen. Durch die Innenmauer führt ein kleinerer Torweg, der dem Haupttore gegenüber liegt. In der Mitte des Innenhofes befindet sich ein aus langen Basaltblöcken gebautes Grabgewölbe, worin die alten Häuptlinge ihre letzte Ruhe gefunden haben sollen. Welches Stammes?

Welches Volkes? Das ist heute einwandfrei nicht festzustellen, da irgend welche Inschriften nicht vorhanden sind, und man sich ausschließlich auf die Erzählungen der Eingeborenen und Kombinationen verlassen muß. Man kommt dabei zu dem Schlusse, daß die Bauwerke von Nan Tauach die Grabstätte einer Häuptlingsdynastie namens Chau-teleur seien. Durch einige Verbindungsmauern zwischen der äußeren und der inneren Umschließungsmauer sind besondere Höfe geschaffen, in deren Mitten sich ähnliche Grabgewölbe befinden. Terrassenartige Aufbauten führen fast überall an den Mauern entlang und verleihen dem Ganzen einen monumentalen Charakter, der durch das einfache, rohe Gefüge der Steinblöcke noch verstärkt wird.

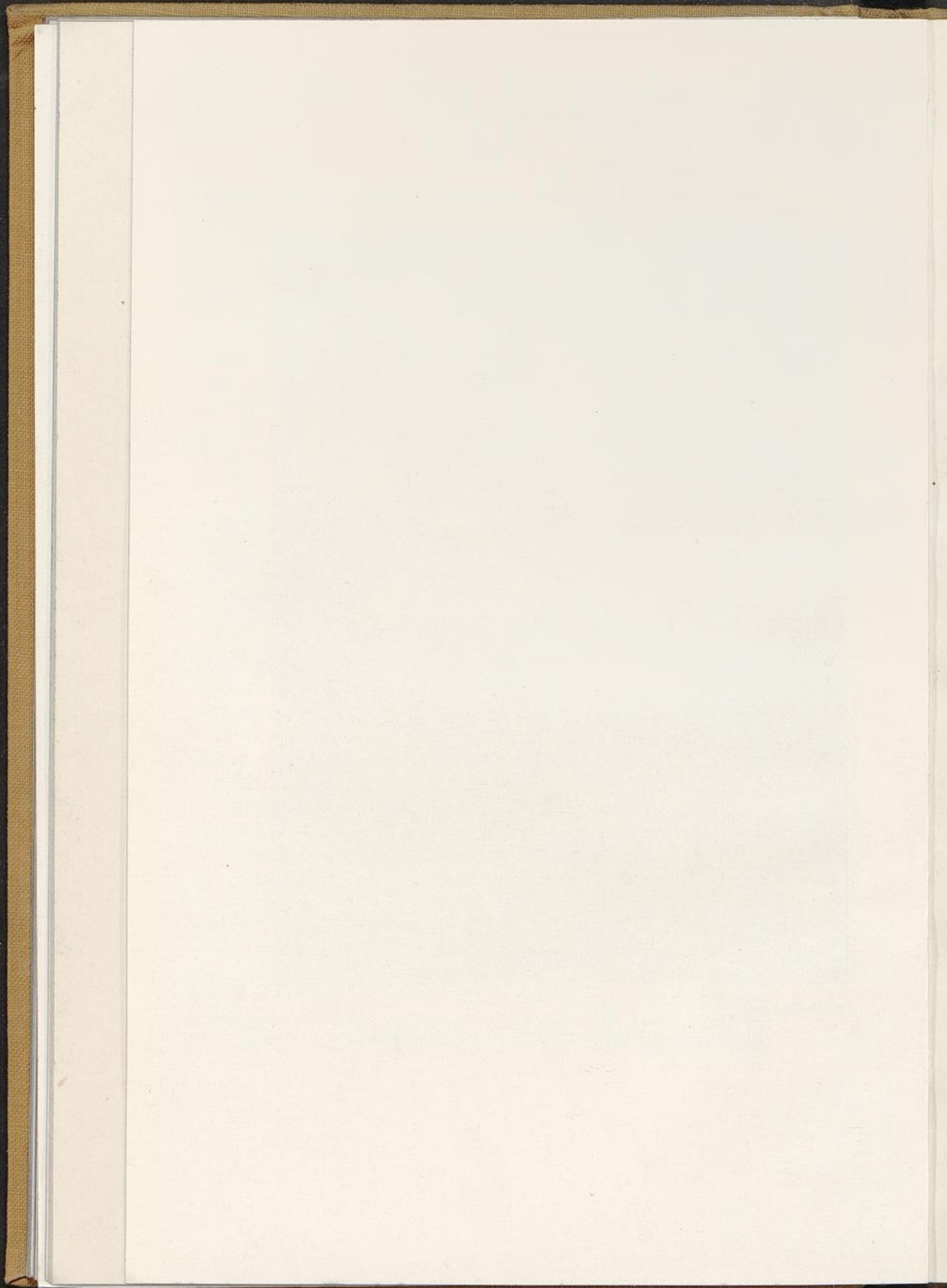
Man staunt über die Größe der Arbeitsleistung, welche nötig gewesen sein muß, um mit den einfachen Mitteln, die den Eingeborenen zur Verfügung standen, die Menge gewaltiger Steine aufzuschichten. Die ziemlich regelmäßigen Formen könnten ein künstliches Behauen derselben möglich erscheinen lassen, doch dies ist wohl ausgeschlossen. An den Steinen sind nirgends Spuren einer Bearbeitung mit Instrumenten zu sehen, über welche die Erbauer auch kaum verfügten. Vielmehr handelt es sich um natürliche prismatische Brüche, in die der Basalt zersprungen ist. Kubary vertritt diese Ansicht ebenso hartnäckig wie der Engländer Christian, im Gegensatze zu dem Spanier Cabeza, welcher künstliche Bearbeitung als sicher annimmt.

Eine andere Frage ist die, wie konnte es den Eingeborenen gelingen, ohne Instrumente die teilweise bis vier Meter langen Prismen zu brechen? Wahrscheinlich haben sie dasselbe Verfahren angewendet, welches auch heute noch auf manchen Südseeinseln für Steinsprengungen in Gebrauch ist. Man macht auf dem Steine ein Feuer und gießt, wenn der Fels gut durchglüht ist, kaltes Wasser darauf. Durch die plötzliche Abkühlung springt dann der Stein. Nach Kubary wurden die in Nan Matal verwendeten Steine in der Landschaft Not auf Ponape gebrochen. Er stellt sich den Bau der Mauern folgendermaßen vor: Die Eingeborenen



R. Deeken phot.

Eingang zur alten Grabstätte von Nan Tauach.



haben aus abgehauenen Baumstämmen eine schräge Rampe errichtet, die stark mit Kokosnußöl eingefettet wurde, um Reibung zu vermeiden. Ein Teil der Arbeiter hat auf der im Bau befindlichen Mauer gestanden und mit Hilfe von Seilen aus Kokosfaser und Hibiscusbast den Steinblock nach oben gezogen, während ein anderer Teil den Block von hinten mit Hebebäumen vorwärts gerückt, beziehungsweise am Zurückgleiten verhindert hat. Jedenfalls muß es eine Art Danaidenarbeit gewesen sein, solche Bauwerke ohne instrumentale Hilfsmittel zu errichten. —

Die Anlage der befestigten Grabstätte Nan Tauach läßt darauf schließen, daß sie wahrscheinlich den alten Bewohnern auch als Zufluchtsstätte gedient hat, wenn unglückliche Kämpfe sie zwangen, von ihren Wohnstätten zu flüchten. Hören wir schließlich noch, was die Eingeborenen selbst in ihrer Kindervorstellung über den Ursprung dieser Bauwerke erzählen:

„Zwei Brüder, Götter oder Heroen, namens Olochipa und Olochopa, kamen aus der Richtung von Dschokadsch und bauten die Inselstadt Nan Matal. Durch ihre Zaubermacht veranlaßten sie die großen Steine, gleich Vögeln durch die Luft zu fliegen und sich an den ihnen angewiesenen Plätzen niederzulassen.“ —

Die Rassenmischungen auf Ponape sind zweifellos nicht ohne blutige Kämpfe vor sich gegangen. Bei diesen Kämpfen haben sicher auch die Anlagen bei Metalanim und kleinere, weniger monumentale an anderen Plätzen der Insel ihre Bedeutung gehabt. Ob überhaupt die Vorfahren der jetzigen Ponapesen die Erbauer sind oder ob diese unter einer vielleicht vollständig zugrunde gegangenen Urbevölkerung zu suchen sind, wer weiß es?! Über das Eindringen fremden Volkes und über die Kämpfe mit ihm berichten die ponapesischen Legenden allerhand, das wohl zum Teil auf geschichtliche Grundlage zurückzuführen ist. Hiervon ein Beispiel, welches von Christian überliefert wird:

„Ponape, in alten Zeiten viel dichter bevölkert als heute, wurde durch die Könige aus der Chau-te-leur-Dynastie ge-

einigt. Der letzte dieser Könige fiel im Kampfe gegen eine Barbarenhorde aus Pali-Air, die von Süden (wahrscheinlich aus dem Neu-Guinea-Gebiet) unter Führung des mutigen, grausamen Kriegers Icho Kalakal kamen. Scharen wilder Eindringlinge fielen über die alte Bevölkerung her und haben sie nach langem Kampfe so gut wie vernichtet. Ihr letzter König ertrank auf der Flucht im Chapalap-Flusse bei Metalanim. Die mitleidsvollen Ani-Götter verwandelten ihn in einen blauen Flußfisch, den Kital, den aus diesem Grunde die Bewohner der Umgegend Metalanims nicht essen mögen. Der Sieger Icho Kalakal nahm Besitz von dem ganzen Lande. Nach seinem Tode wurde er in Nan Pulok begraben und zum Kriegsgott erhoben. Er wird bis auf den heutigen Tag gefürchtet."

Nan Matal ist den Ponapesen von jeher eine heilige Stätte gewesen. Hier hatten die hohen Priester von Metalanim, die Chaumaro, ihren Wohnsitz. Ende Mai oder Anfang Juni wurde hier das Fest „Arbungelap" gefeiert. Alle Eingeborenen der Landschaft versammelten sich zu diesem Zwecke zunächst in Kuffiner, einem Orte in Metalanim, und brachten die Kanoes mit, die sie im Laufe des Jahres gebaut hatten, damit sie geweiht würden. Nach Veranstaltung religiöser Tänze und einem Kavatrunke fuhr die ganze Festgesellschaft mit Gesang nach Nan Matal. Hier wurde den Göttern ein Speiseopfer dargebracht und eine Kava bereitet. Sodann ging es zur Insel Itet, wo ein in einem großen Ringwall eingeschlossener, vergötterter Riesenaal lebte. Dort wurde eine Schildkröte getötet, und die Eingeweide wurden dem heiligen Aal zur Speise auf einen flachen Stein, der das Wasser nur eben überragt, hingelegt. Damit war die Feier beendet. Diese Bräuche sind noch heute auf Ponape wohlbekannt, werden aber nicht mehr geübt.

Truk.

Die bei weitem bevölkertere aller Karolinen ist die Trukgruppe. Ein ziemlich regelmäßiger Kranz von Koralleninseln umschließt die in der Lagune liegenden Berginseln, deren größte Truk heißt, wonach die Gruppe ihren Namen erhalten hat. Eine Reihe isolierter Basaltkegel schart sich um Truk. Die bedeutendsten dieser Inseln sind Eten, Toloas mit dem pyramidenförmigen Tolomen-Berge und Fefan. Zwischen diesen Inseln sind überall vorzügliche Ankergründe auch für große Schiffe. Alles in allem sind es 70 kleine und kleinste Eilande, deren Gesamtflächeninhalt 132 Quadratkilometer beträgt, und auf denen nach den letzten Zählungen über 13 000 Eingeborene leben. Das sind 100 Menschen auf einem Quadratkilometer, während die Bevölkerungsdichtigkeit auf Kusaie nur reichlich 5, in Ponape etwa 10 Menschen auf 1 Quadratkilometer ist. Dieser sehr große Unterschied läßt sich zum Teil nur dadurch erklären, daß die Bewohner Truks sich gegenüber den Erzeugnissen der europäischen Kultur ziemlich ablehnend verhalten, vor allem daß sie nur ein sehr geringes Maß von Kleidung tragen. Dies hat sie widerstandsfähiger erhalten. Die Bewohner Truks legen großen Wert auf die Pflege ihres Körpers, allerdings in anderer Weise, als wir sie üben. Sie färben ihren ganzen Körper gelb mit „Taik“, ein Farbmittel, welches aus der zerriebenen Wurzel eines wilden Ingwers (curcuma oder Gelbwurz), gewonnen wird. Die Eingeborenen finden diesen Farbschmuck so schön, daß sie ihre Waffen und Geräte, sowie das bißchen Kleidung, welche sie tragen, ebenfalls gelb färben. Wahrscheinlich verfolgen sie auch einen praktischen Zweck dabei, da es sehr wohl denkbar ist, daß der scharfe

Geruch des Gelbwurzes ihnen das Ungeziefer vom Leibe hält. Taik wird aber nicht nur auf Truk, sondern ebenfalls auf den andern Karolineninseln, wenn auch nicht in dem Maße, gebraucht und bildet einen begehrten Handelsartikel. Um die gelbe Farbe noch mehr hervorzuheben, bemalen sich die Trukleute Stirn und Wangen rot.

In körperlicher Beziehung sind die Bewohner Truks den Ponapesen ziemlich ähnlich, nicht aber im Charakter, der nicht jenes Maß an Verschlagenheit und Hinterlist zeigt wie der ponapesische. Die Trukleute machen vielmehr mit ihren mädchenhaften oft nicht unschönen Gesichtszügen einen freundlichen, biedereren Eindruck auf den, der sie zum ersten Male sieht. Ganz so harmlos, wie sie zunächst scheinen, sind sie indessen nicht. Manches kleinere Schiff, das in früheren Jahren an ihre Küsten verschlagen wurde, haben sie geplündert und die Besatzung erschlagen. Man hat sie nie deswegen zur Rechenschaft gezogen, und auch die Spanier haben sich so gut wie garnicht um sie gekümmert. Bis vor kurzem waren Stammesfehden an der Tagesordnung, bei denen Kopfgängerei der hauptsächlichste Sport war. Dieser ist in Kriegszeiten bei den meisten Südseevölkern im Schwunge und wurde selbst von den kulturell sehr hochstehenden Samoanern noch im Jahre 1899 eifrig betrieben. Seit Einrichtung der deutschen Herrschaft in Truk werden diese Unsitten nicht mehr geduldet, und die Eingeborenen bescheiden sich dabei. Überhaupt haben sie der Regierung im allgemeinen wenig zu schaffen gemacht, nachdem es mit Hilfe von Kriegsschiffsdemonstrationen auf friedlichem Wege gelungen ist, sie zur Abgabe der Schußwaffen zu veranlassen. Sie sehen aber auch ohne Gewehre noch recht martialisch aus, denn bei ihren Ausgängen pflegen sie meist Speere oder Pfeil und Bogen mitzunehmen. Ihre Schleuder, mit der sie eine ungemein große Treffsicherheit zeigen, tragen sie als Haarband um das am Hinterkopf zu einem Knoten aufgenommene schwarze Haar gewickelt. Ihr liebster und nie fehlender Schmuck sind die Ohrringe, von denen sie eine ganze Sammlung im Ohre tragen, oft 30 bis 40 Stück. Die Ringe sind aus Schildpatt geschnitten und wie die Glieder

einer Kette ineinander gefügt, welche dann durch das Ohr gezogen wird, was ziemlich schwierig ist, da die Glieder einen Durchmesser von etwa 2 Zentimeter haben. Ein einfaches Durchbohren der Ohrläppchen würde nicht genügen, es muß vielmehr mit einem Schnitte das Ohrläppchen und ein großer Teil des Ohrrandes von der Muschel abgetrennt werden, damit die Ohrringssammlung hindurchgeschoben werden kann. Infolge des Gewichtes der letzteren wird das Ohrläppchen mit dem daranhängenden Fleischlappen tief nach unten gezogen und weitet sich derart, daß es, auch wenn die Ohrringe herausgenommen sind, fast bis auf die Schulter herabhängt. Ich habe eine recht umfangreiche Sammlung ethnologischer Gegenstände von Truk heimgebracht, die ich hauptsächlich gegen Überlassung von Tabakstangen eintauschte. Die Ohrringe wollten die Eingeborenen jedoch nur sehr ungern abgeben; für diese mußte ich die Zahl der Tabakstangen besonders erhöhen, bis daß ihren Trägern der Tausch annehmbar erschien. Das war im Jahre 1901. Geld war damals auf Truk so gut wie gar nicht bekannt und wurde von den Eingeborenen nicht recht geschätzt. Ich wußte das bereits vor der Ausreise und hatte infolgedessen einen großen Vorrat an Tabakstangen mitgenommen.

Bei den Eingeborenen Truks sind zwei Hauptstämme zu unterscheiden. Die dunkelbraunen Bergbewohner und die mehr rotbraunen Küstenvölker. Diese sind wahrscheinlich spätere Eindringlinge und haben die Urbevölkerung von den Küsten vertrieben, die nicht nur der Seetiere, sondern auch des zum Kochen benutzten Salzwassers wegen von den Südseeinsulanern zum Wohnen vorgezogen werden. Infolge dieser Invasion sind die Berge der Trukinseln teilweise bis nach oben hinauf bewohnt. Mit großer Geschicklichkeit haben die Eingeborenen Terrassen angelegt, auf denen sie ihre Kulturen, Taro, Bananen, Yams, Kokospalmen usw. betreiben. Die Anlagen haben ein verhältnismäßig gut gepflegtes Aussehen.

Die Erfolge der amerikanischen Missionare sind auf Truk nur sehr geringe gewesen. Man sieht das schon an der mangelhaften Kleidung der Eingeborenen, die auch das

Rauchen nicht aufgeben und sich nicht von ihren Ohrringen trennen wollen. Dies wird von ihnen seitens der Missionare zum äußeren Bekenntnis des Christentums verlangt. Es ist erfreulich, daß die Trukleute bisher so verstockt geblieben sind, denn sonst gäbe es ihrer statt 13 000 heute wohl nur den zehnten Teil, wie in Ponape und Kusaie. Selbstverständlich ist eine vernünftige Christianisierung dieser Eingeborenen nur zu wünschen. Kleiderzwang, Rauchverbot und das Zerschlagen der Ohrringe haben aber mit der Religion der Liebe ebensowenig zu tun wie die finanzielle Ausbeutung der neuen Christen und deren Amerikanisierung. Zur Zeit meines Besuches in Truk herrschten unter den Missionaren große Streitigkeiten, die damit endigten, daß sich die kleine christliche Gemeinde spaltete und ein Teil unter der Führung eines Deutschamerikaners Snelling (er hatte seinen Namen in „Snelling“ amerikanisiert) eigene Wege ging. Snelling hat 1906 ein bedauernswertes Ende gefunden. Er war mit einigen Eingeborenen auf einer Bootsreise abgetrieben worden und war 90 Tage auf dem Ozean umhergeirrt. Schließlich fanden die Unglücklichen Land. Sie waren fast 500 Seemeilen bis zur Karolineninsel Aurepik verschlagen worden. Infolge der Anstrengungen und Entbehrungen starben Snelling und mehrere Eingeborene, während die übrigen nach dieser langen Irrfahrt wieder in die Heimat zurückbefördert werden konnten.

Die wirtschaftlichen Aussichten auf Truk sind gar keine schlechten. Es bestand zwar auch ein Lehnsregiment, ähnlich wie in Ponape, doch gelang es der deutschen Regierung mit verhältnismäßig geringen Mühen, dasselbe abzulösen, so daß die Eingeborenen sich mit größerem Interesse den Kulturen, besonders der Anpflanzung der Kokospalmen, zuwenden können. Durch die Pflanzverträge zwischen den Eingeborenen und der Jaluitgesellschaft, auf die an späterer Stelle näher eingegangen werden wird, findet die Kokoskultur bemerkenswerte Zunahme, sodaß mit steigender Kopraausfuhr in Zukunft gerechnet werden kann. Perlmutter, Schildpatt und Trepang werden nur im geringen Umfange gewonnen.



R. Deeken phot.

Speer schleudernder Trukinsulaner.

In früheren Jahren machten sich die japanischen Händler auf Truk sehr breit. Sie betrieben besonders einen lebhaften Handel mit Feuerwaffen, die ihnen die Eingeborenen mit ihren Landesprodukten schwer bezahlen mußten. Da der Waffenhandel nicht nachließ, trotzdem die deutsche Regierung die Einfuhr streng untersagt hatte, wurde mit den japanischen Händlern kurzer Prozeß gemacht. Ein großer Teil derselben wurde des Landes verwiesen. Die Folge war ein baldiges Nachlassen der Stammesstreitigkeiten, bei denen der Gebrauch der Schußwaffen ein Hauptvergnügen gewesen war. — Das Ein- und Ausfuhrgeschäft liegt hauptsächlich in den Händen der Jaluitgesellschaft, die auf der Insel Eten eine größere Station errichtet hat. Das Leben der Beamten dieser Gesellschaft ist ziemlich einsam, da auf der Trukgruppe im ganzen nur 15 Weiße leben.

Vegetation und Fauna ist der ponapesischen ähnlich. Das gesamte Landschaftsbild zeigt aber doch große Unterschiede. Es fehlen die Flüsse und die Berge haben auf Truk bei weitem nicht die Höhe wie auf Ponape. Die Szenerie ist darum aber nicht weniger reizvoll. Nur schmale Wasserflächen trennen die Inseln Truks, die sich an manchen Stellen kulissenartig voreinander schieben, sodaß sie einen von grünen Bergen umrahmten Binnensee einzuschließen scheinen. Auf dem glänzenden Meeresspiegel jagen flüchtige Canoes einher und verschwinden bald im Schatten der Berge. Auf den vom Wasser nur eben bedeckten Riffen sieht man eingeborene Fischer in langen Reihen ihre großen Netze stellen, welche ihnen die steigende Flut mit reicher Beute füllt. Am Strande sitzen junge Mädchen, die großen verträumten Augen in die Ferne gerichtet. Sie haben Muscheln gesammelt und lassen die Kühle des Abends auf ihren nur mit einem kleinen Lendenschurze bedeckten Körper einwirken. Das schwarze Haar hängt ihnen lang auf die Schultern hernieder. Ihr monotoner Sang mischt sich mit dem Rauschen der Palmen des nahen Dorfes und dem leichten Plätschern der kleinen Wellen, die langhin über das seichte Wasser gelaufen kommen. Sorgen kennt dieses Natur-

völkchen nicht. Nahrung ist reichlich vorhanden, und ihre Beschaffung wenig mühevoll. Die Zeit der Stammesfehden ist vorüber, sodaß niemand mehr einen Überfall aus dem nahen Busche zu befürchten hat. So leben sie glücklich dahin, die sorglosen Kinder der sonnigen Südsee! — Wären sie nur nicht so greulich mit Gelbwurz angemalt! — — —

Die Beschreibung des Landes von ... Die ...
ein ...
der ...
war ...
den ...
exakte ...
Geschichte ...
kam ...
Vegetation ...
die ...
schlecht ...
bei ...
ist ...
hinter ...
Kulturschicht ...
kann ...
den ...
Candide ...
Auf ...
die ...
sich ...
hat ...
räumen ...
gesammt ...
mit ...
wenn ...
das ...
Kausch ...
Fischer ...
/asser ...

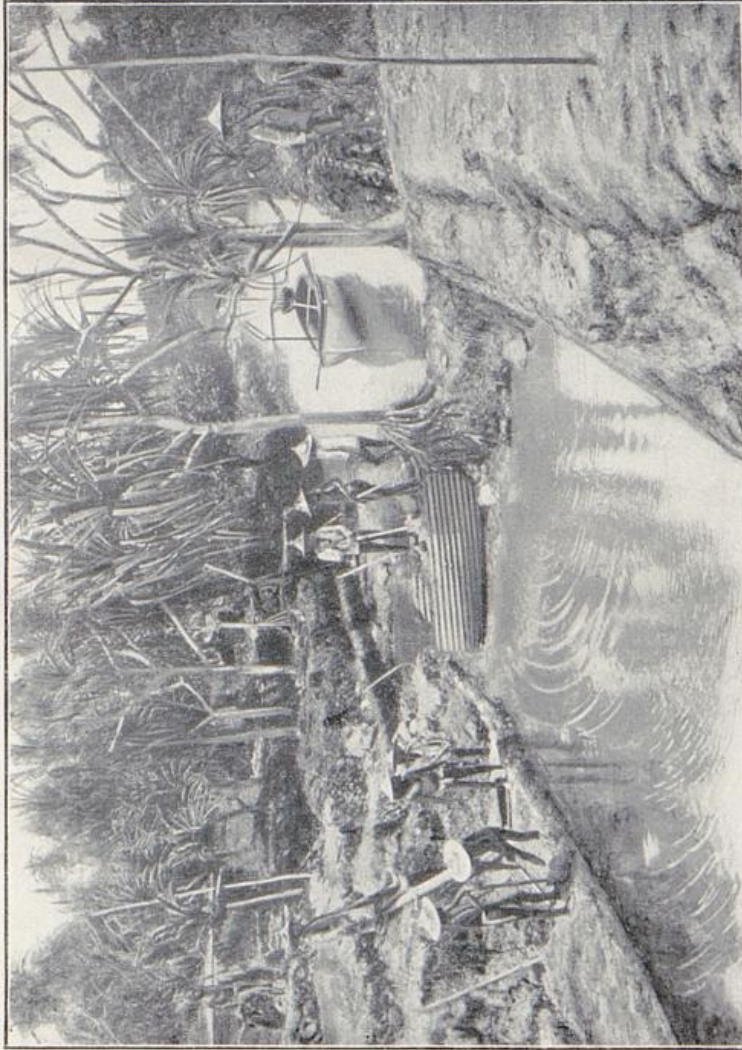
Jap.

Verwaltungspolitisch ist das ausgedehnte Gebiet der Karolinen in zwei Hälften geteilt, in die Ost- und die Westkarolinen. Diese Gliederung entspricht auch den geographischen und ethnologischen Verschiedenheiten. Während auf den Ostkarolinen der Hauch der polynesisch-australischen Inselwelt, wenn auch hier schon mit manchen fremdartigen Erscheinungen untermischt, uns immer noch umweht, kündigt auf den Westkarolinen die indomalayische Zone ihre Nähe an. Die Flora ist reich an Arten, die auch im malayischen Archipel zu Hause sind. Die Fauna weist unter anderem eine 1½ Meter lange, alligatorähnliche Eidechse, den Leguan, auf, ein auf den anderen Südseeinseln unbekanntes Tier. Die Menschen schließlich haben Gestalt, Sprache und Sitten, deren asiatischer Ursprung unverkennbar ist.

Die bedeutendste Insel, zugleich auch Sitz des Bezirksamts für die Westkarolinen, ist Jap. Von bizarrer Form, einem Skorpion gleichend, dessen Stachel die Landspitze von Gorrer ist, wird die Hauptinsel der Japgruppe mit ihren stark zerrissenen Küstenlinien durch den tiefen Einschnitt der Tomilbucht in 2 Teile geteilt, die miteinander nur durch die 838 Meter breite Landenge von Girigir verbunden sind, oder richtiger waren. Heute besteht die Verbindung nicht mehr, der erste Bezirksamtmann Japs, der leider zu früh verstorbene Regierungsrat Senft, hat sie durch einen Kanal durchstechen lassen. Hierdurch wird die Reise für Boote und kleinere Segelschiffe von vielen Punkten der Insel nach der Niederlassung der Europäer in Tomil bis zu 2 Tagen abgekürzt. Dieser Kanal ist an sich ein Unikum in den deutschen Kolonien und hat obendrein noch den Vorzug, daß sein Bau der deutschen Regierung so gut wie nichts gekostet

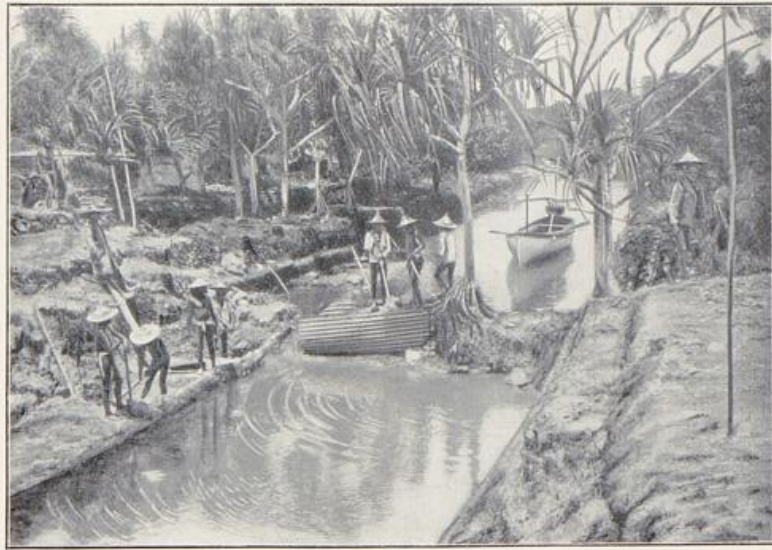
hat. Einige Geschenke für die tüchtigsten Arbeiter als Auszeichnung waren der ganze Entgelt. Senft hatte es nicht nur verstanden, den Ehrgeiz der Eingeborenen zu wecken, sondern er hat ihnen auch bis zu einem gewissen Grade die Überzeugung für die Vorteile dieser Kulturarbeit beigebracht. Wer die Japleute bei den schwierigen Schachtarbeiten tätig gesehen hat, wird ihren Fleiß uneingeschränkt bewundern müssen, besonders wenn in Erwägung gezogen wird, daß das Erdreich mit den primitivsten Mitteln, ohne maschinelle Hilfe gefördert worden ist. Der Kanalbau dauerte fast 2 Jahre.

Im Norden sind der Hauptinsel 2 kleine Inseln Map und Rumong vorgelagert, unter sich und von der Hauptinsel nur durch schmale Meeresarme, die an einigen Stellen nur einen halben Kilometer breit sind, getrennt. Außerdem liegen noch in der Tomilbucht 5 kleinere Inseln von denen Tarrang wegen der ziemlich bedeutenden Niederlassung des amerikanischen Handelshauses O'Keefe Erwähnung verdient. Die Haupt- und Nebeninseln sind von einem gemeinsamen Wallriffe eingeschlossen, welches eine auch für größere Schiffe genügend tiefe Durchfahrt in den Tomilhafen freiläßt. Dieselbe hat aber starke Krümmungen, so daß das Einlaufen nicht ohne Gefahr ist. Hier strandete 1901 der Dampfer des Norddeutschen Lloyd „München“. Passagiere, Besatzung und ein großer Teil der Ladung konnten geborgen werden. Leider wurde ich durch diesen Unfall in Mitleidenschaft gezogen, da eine wertvolle Sammelausrüstung, die vom Berliner Museum für Naturkunde für mich nach Saipan (Marianen) dirigiert war, in Verlust geriet. Ich kam infolgedessen mit meinen Sammlungen in nicht geringe Verlegenheit. Über meinen Beziehungen zur Insel Jap hat überhaupt ein Unstern gewaltet; denn auch den Dampfer „Oceana“, auf dem ich die Reise nach dort machte, ereilte im selben Jahre das gleiche Geschick der Strandung. Infolge unsichtigen Wetters während mehrerer Tage waren die Messungen nicht genau gewesen, so daß das Schiff in der Dunkelheit mit voller Fahrt aufs Riff fuhr. Es gelang glücklicherweise, dasselbe wieder flott zu machen. Die Dampfer



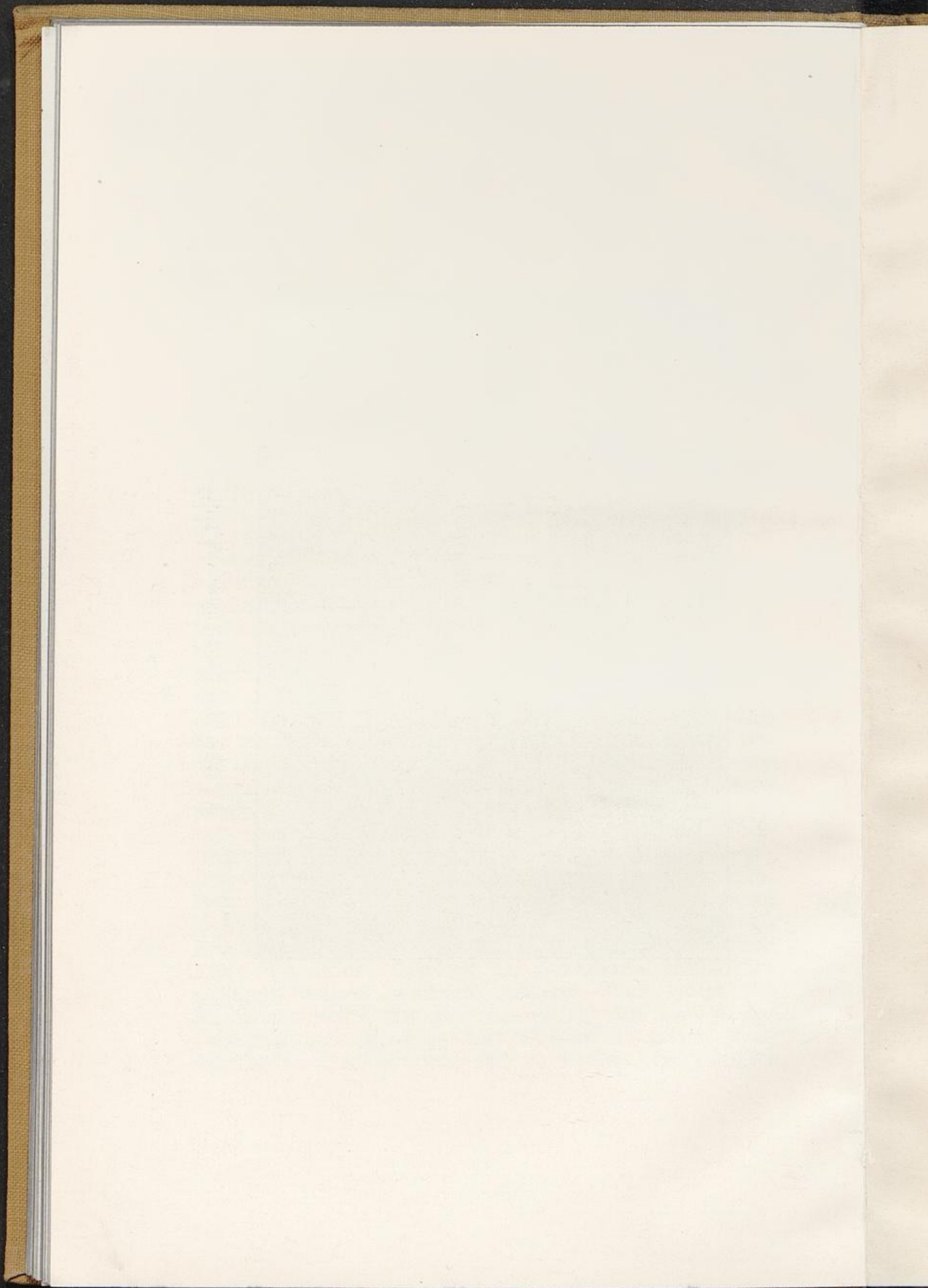
R. Decken phot.

Beim Bau des Kanales von Girigir.



R. Deeken phot.

Beim Bau des Kanales von Girigir.



des Norddeutschen Lloyd laufen wegen der Gefährlichkeit des Fahrwassers heute nicht mehr in den Tomilhafen ein, sondern bleiben draußen auf der Reede. Der Verkehr mit dem Lande wird durch eine kleine Dampfbarkasse vermittelt, die den Windungen der Einfahrt leichter folgen kann, als die großen auf kurzer Strecke schwer manövrierfähigen Dampferkolosse.

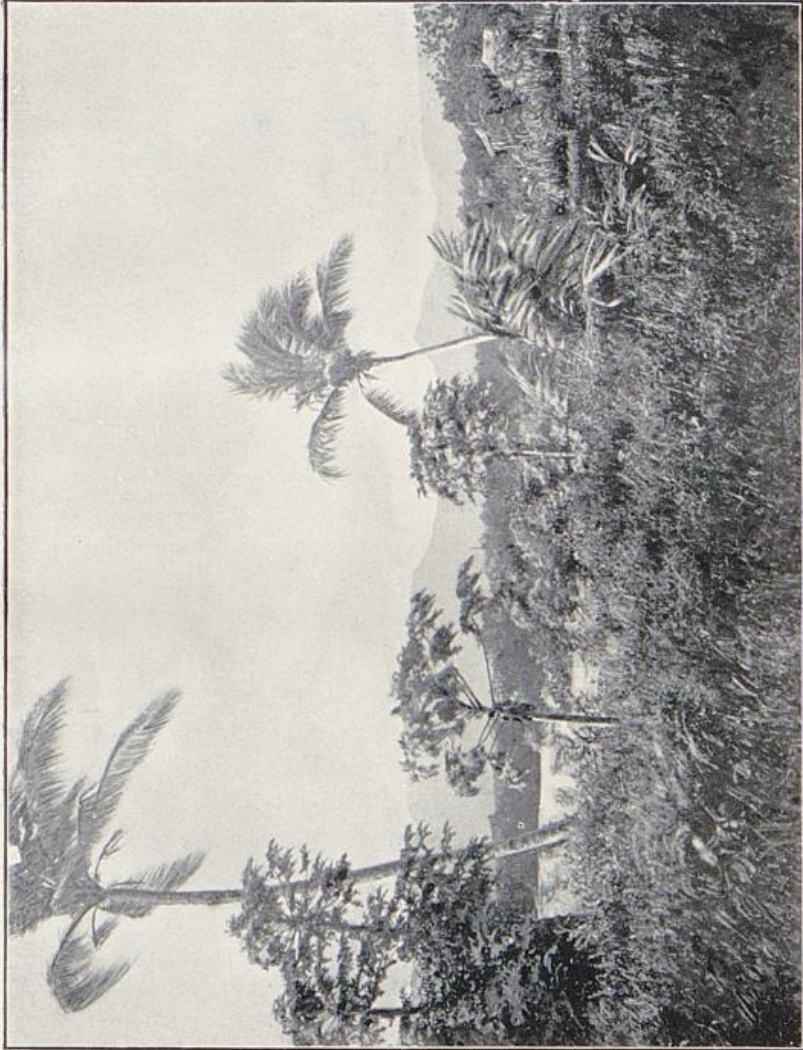
Jap hat einen Gesamtflächeninhalt von 207 Quadratkilometern. Es ist also nicht ganz doppelt so groß wie Kusaie und entspricht beinahe dem Umfange des Gesamtgebietes der freien Stadt Bremen. Ein Viertel der Insel besteht aus ertragfähigen Ebenen, während der Rest unfruchtbares Bergland ist. Dasselbe erreicht im allgemeinen eine Höhe von 100 bis 150 Metern. Nur einige Spitzen, deren höchste der Buroi-Berg ist, erheben sich bis zu 300 Metern. Die Berge sind nur an den unteren Teilen der Hänge bewaldet, während auf den vielfach plateauartigen Höhen ein zähes, hartes Gras wächst. Größere Laubbäume fehlen in dieser Zone fast ganz, Pandanusstauden sind vorherrschend. Ein Teil dieses Hochlandes ist in den letzten Jahren mit *Calophyllum inophyllum* und *Hibiscus tiliaceus* aufgeforstet worden. Ersterer liefert ein wertvolles Bauholz, und der Hibiscus wird wegen seines Bastes, der ein gutes Seilermaterial abgibt, geschätzt. Es sei noch bemerkt, daß auch die Arbeit des Aufforstens seitens der eingeborenen Gemeinden unter Aufsicht des deutschen Bezirksamtes ausgeführt wurde. Die Bäume kommen in dem mageren Boden natürlich nur sehr langsam voran, werden aber mit der Zeit doch ihren Zweck erfüllen, den Boden allmählich zu verbessern und den Regen festzuhalten. An diesem fehlt es in Jap oft sehr, besonders in den Monaten Januar-Juni. Dann fallen oft nur 150—200 mm Regen, während in der anderen Hälfte des Jahres die Niederschläge im Durchschnitt etwa 2500 mm betragen. Infolge des savannenartigen Steppencharakters des Berglandes sind nur wenige Bäche und kleine Flüsse vorhanden, welche in der Trockenperiode selten Wasser führen.

Das flache Küstenland und die unteren Berghänge sind mit reicher Vegetation bedeckt. Palmenhaine umkränzen

die Insel, und im ebenen humusreichen Hinterlande wechseln Urwaldparzellen mit den Kulturanlagen der Eingeborenen. Calophyllum und andere Harthölzer, Tropenkastanien, Betelpalmen und Bambusdickichte sind vorherrschend in dem malayischen Charakter tragenden Naturwalde, der von wohlgepflegten, oft gepflasterten Wegen durchzogen ist. Überall in den Lichtungen liegen die Felder und Gärten der Eingeborenen, welche von Bambushecken umschlossen sind. Hauptsächlich findet man gemischte Anpflanzungen von Bananen, Papayen, Yams, Ananas, Zitronen und Apfelsinen, die im allgemeinen sorgfältig bearbeitet werden. Es fehlt aber auch nicht an Kürbis und Wassermelonen, an Blumen und vielfarbenen Ziersträuchern, deren Blüten von den Eingeborenen als duftender, natürlicher Schmuck getragen werden. Die Süßkartoffel wird in größerem Umfange angebaut, auch in weniger fruchtbarem Boden, und Taro findet sich vor allem in den feuchten Niederungen.

Das Wegenetz auf Jap, dessen Gesamtlänge 100 Kilometer übersteigt, verbindet alle bedeutenden Niederlassungen der Eingeborenen miteinander und mit dem Regierungssitze am Tomilhafen. — Es ist in der Tat ein wahres Vergnügen, auf diesen lauschigen sauberen Pfaden durch den tropischen Naturpark Japs zu wandern. Solide Holzbrücken führen über die kleinen Bäche, und durch die Mangrovensümpfe sind schwere Steindämme gezogen, so daß man überallhin trockenen Fußes auch bei schlechtem Wetter gelangen kann. Der bedeutendste dieser Dammwege wurde 1902 beendet. Er führt in einer Länge von fast einem Kilometer über das Korallenriff und verbindet die durch einen tiefeingeschnittenen Meeresarm getrennten Landschaften Tomil und Gapil, den Landverkehr ganz erheblich abkürzend. Die Beendigung des Baues wurde durch ein großes Fest der Eingeborenen gefeiert, bei dem die beiden bis dahin tödlich verfeindeten Landschaften endgültig Frieden miteinander schlossen. Damit der Verkehr zu Wasser durch den Damm nicht leide, sind mehrere überbrückte Schiffsdurchfahrten geschaffen.

Jap war vor Jahrzehnten ein reiches Koprproduktions-



R. Deeken phot.

Charakteristisches Landschaftsbild von Jap.



R. Deeken phot.

Charakteristisches Landschaftsbild von Jap.

gebiet. Leider ist die Kopraausfuhr sehr zurückgegangen. Im Jahre 1900 trat eine Schildlaus auf, die sich so stark vermehrte, daß in kurzer Zeit die Blätter der meisten Palmen zerstört waren, wodurch das Wachstum der Bäume eine schwere Beeinträchtigung erfuhr. Man versuchte damals durch Feuer, die man unter die Palmen legte, die Tiere auszuräuchern. Ein nennenswerter Erfolg wurde nicht erzielt. Auch andere Fruchtbäume fielen der Schildlaus zum Opfer. Damit nun keine Hungersnot entstünde, verbot die Regierung das Trocknen der Nüsse zur Koprabereitung. Ein großer Teil der Palmen ging überhaupt ein. Nach etwa drei Jahren machte sich eine geringe Abnahme der Schädlinge bemerkbar, die zum Teil auf die Einfuhr von Marienkäfern zurückzuführen ist, welche Feinde der Läuse sind und sich bald stark vermehrten. Neue schwere Schädigung erfuhr die Kokospalmenkultur durch Taifune, die in den folgenden Jahren Jap und die benachbarten Inseln heimsuchten und vielen Palmen die Krone ausbrachen. Es wurden aber auf Veranlassung des Bezirksamtes neue Palmen nachgepflanzt, so daß der Ausfall allmählich zu verwachsen beginnt. Eine vollständige Vertilgung der Schildlaus ist aber bis heute noch nicht geglückt. Man hat noch die verschiedensten Mittel versucht und verspricht sich heute den besten Erfolg vom Abhauen und Verbrennen aller befallenen Pflanzenteile, das allen Palmenbesitzern zur gesetzlichen Pflicht gemacht ist. Man ist ferner zu der Überzeugung gekommen, daß neben der direkten Bekämpfung der Schädlinge eine gewisse Bodenbearbeitung und Düngung notwendig ist. Gewonnen wurde diese Überzeugung aus der Beobachtung, daß die Schildlaus nur dort ernstliche, den Fruchtertrag beeinträchtigende Verheerungen anrichtet, wo die Bestände alt sind, und der Boden durch langjährige Bewirtschaftung erschöpft ist. Wohlverständlicherweise kann die junge, kräftige Palme, der reiche Nahrung zur Verfügung steht, die Schädigungen besser überstehen.

Die Fauna Japs ist arm an Arten. Die einzigen Mammalien sind Maus, Ratte und fliegender Hund. Vögel sind etwas reichlicher vertreten. Man hat 12 Landvogelarten festge-

stellt, darunter einen schwarzen Star, einen Honigvogel, eine Taube, einen weißen und einen grauen Reiher und kleinere selten sichtbare Vögel, die fast alle südasiatischen Typus tragen. Zahlreicher sind die Seevögel. Als ein für Jap besonders charakteristisches Tier wurde der Leguan oder Galuff (*hydrosaurus marmoratus*) bereits erwähnt. Man findet ihn überall in den feuchten Niederungen, in den Bachläufen und Gräben, auch in nächster Nähe der Häuser. Das übrigens harmlose Tier ist keineswegs scheu, sondern bleibt auch beim Herannahen von Menschen, mit seinen halbgeschlossenen Augen blinzeln, ruhig liegen, wenn Schonzeit ist. Diese beträgt mehrere Monate des Jahres, während welcher es von den Japern mit göttlichen Ehren bedacht wird. Diese Verehrung hindert aber nicht, daß der Leguan außerhalb der Schonzeit erschlagen und von den Eingeborenen gegessen wird.

Eingeführt wurden nach Jap bereits vor vielen Jahrzehnten Schweine und Hunde; auch Rindvieh, besonders der von den Philippinen stammende für Zugzwecke verwendete Wasserbüffel (Karabau) kommt gut vorwärts und bleibt, wenn gut gepflegt, frei von der Zeckenplage.

Dem Handel Japs brachte der Übergang vom spanischen in deutschen Besitz keinen Vorteil, vielmehr erhebliche Einbußen. Spanien hatte eine militärische Besatzung von 150 Weißen auf Jap stationiert. Diese kamen in Fortfall, und an ihre Stelle traten 2 deutsche Beamte mit einer Handvoll malayischer Polizeisoldaten, deren materielle Bedürfnisse gering sind und zum großen Teil durch Landeserzeugnisse gedeckt werden. Der Einfuhrhandel erfuhr infolgedessen einen starken Rückgang. Durch die Kokospalmschädlinge und die Taifune wurde obendrein die Landesproduktion und damit die Ausfuhr schwer getroffen, so daß die Kaufleute auf Jap im letzten Jahrzehnt keine rosigen Zeiten erlebt haben. Sie erhoffen neuerdings eine Besserung des Handels, indem sie sich der Gewinnung und Ausfuhr von Perlschalen zuwenden. Das Geschäft mit Trocasmuscheln, Trepang und Schildpatt ist nur gering. Die Niederlassungen

der Kaufleute befinden sich in Tomil mit Ausnahme der Firma des vor einigen Jahren verstorbenen Amerikaners O'Keefe, die auf der kleinen Insel Tarrang stationiert ist. O'Keefe wird manchmal in einem Atemzuge mit dem berühmtesten Seeräuber Bully Hays genannt. Das ist nicht recht, denn auf verbrecherischem Wege hat O'Keefe im allgemeinen seine Geschäfte nicht gemacht, während es Bully Hays auf ein paar Menschenleben mehr oder weniger nicht ankam, wenn ein Gewinn in Aussicht stand. Ein Gewaltmensch war O'Keefe allerdings auch. Seine Angestellten zitterten vor ihm, und manchen von ihnen hat er im wahren Sinne des Wortes an den Kragen gepackt, wenn sie nicht gut taten. Daß einem von ihnen hierbei das Unglück passierte, ein Auge zu verlieren, war ein unbeabsichtigtes „misfortune“, wofür der geflüchtete O'Keefe vom deutschen Gerichte in Herbertshöhe zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Seit dieser Zeit hat er mit seinem Schiffe Jap, weil Sitz des deutschen Bezirksamtes, gemieden. Einige Jahre später ist er dann gestorben. Im Anfange dieses Jahrhunderts galt O'Keefe noch als mehrfacher Millionär, der auch außerhalb Japs Handelsstationen unterhielt und dessen Schooner bis Shanghai liefen. Er hörte sich gern als „King of the South Sea“ bezeichnen. Heute ist die Firma in Liquidation. O'Keefe hat zahlreiche Leibeserben hinterlassen. Auf vielen seiner Stationen hatte er auch Familienheime aufgeschlagen, und wurde aus irgendeinem Grunde eine Handels- und Familienstation aufgehoben, so wurden die Kinder nach Tarang gebracht, wo unter der Oberaufsicht seiner biedereren Naurufrau Dalabo ein Kindersammeldepot bestand. Außer seinen verschiedenen farbigen Frauen in Jap, Tobi, Shanghai usw. besaß er noch eine weiße Frau mit Kindern in San Franzisko. O'Keefe behauptete, Mormone zu sein.

Die Niederlassung der Weißen am Tomilhafen macht einen freundlichen Eindruck. Von der Landungsbrücke gelangt man zwischen schönen Gartenanlagen mit buntfarbigen Tropenblumen und üppig wachsenden Ziersträuchern zum früheren spanischen Gouvernementsgebäude, in dem heute das Bezirksamt untergebracht ist. Weiter landeinwärts er-

hebt sich die von massigen Betonmauern umgebene viereckige Zitadelle, die ehemals vom spanischen Militär belegt war. Der Innenhof ist mit Erde aufgeschüttet, so daß das umliegende Gelände stark überhöht und eine Verteidigung des kleinen Forts sehr erleichtert wird. Die Regierungsgebäude und das Fort liegen auf der kleinen Insel Blelatsch, welche durch einen kurzen Damm mit der Hauptinsel verbunden ist. Hier befinden sich die Häuser der Ansiedler, die nicht wie in der Kolonie Santiago von einer gemeinsamen Verteidigungsmauer umschlossen sind. Die Niederlassung hat sich seit 1905 verhältnismäßig sehr vergrößert. In diesem Jahre wurde auf Jap eine Kabelstation der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft errichtet, die der kleinen eben 30 Kopf zählenden Bevölkerung einen Zuwachs von 26 brachte. Die Neubauten der Telegraphengesellschaft wurden aus Eisen mit Betonzwischenwänden aufgeführt und heben sich vorteilhaft von den alten Europäerwohnungen ab. Außer dem zweistöckigen Telegraphenamt wurden vier Beamtenhäuser, ein geräumiges Klublokal und eine große Zisterne erbaut, aus der durch Vermittlung eines Turbinenturmes die Häuser mit Wasser gespeist werden. Durch die Kabel von Menado auf Celebes, von der amerikanischen Insel Guam und von Shanghai ist Jap an das internationale Kabelnetz angeschlossen. Neben diesen Anschlüssen wurde 1909 eine Telefunkenverbindung von Jap nach der zur Palaugruppe gehörigen Phosphatinsel Angaur geschaffen. Jap ist aber nicht nur mit Kabeln reich gesegnet, sondern hat auch gute deutsche Dampfverbindungen. Die Dampfer der Austral-Japan-Linie des Norddeutschen Lloyd (Sydney-Yokohama) laufen Jap alle vier Wochen zweimal an. Ferner ist es durch den Dampfer „Germania“ der Jaluit-Gesellschaft dreimal jährlich mit Saipan (Marianen), Truk, Ponape, Kusaie, Jaluit, Nauru, Sydney und ebenso oft mit Palau, Angaur und Hongkong verbunden. Daneben besteht ein zwar nicht regelmäßiger Schiffsverkehr nach Angaur durch die Dampfer der Südsee-Phosphat-Actien-Gesellschaft, sowie mit Yokohama auf den Segelschiffen der Hiki-Südsee-Actien-Gesellschaft in Tokio.

Es ist schade, daß bei diesen vielen Verbindungen die wirtschaftliche Produktionsfähigkeit Japs eine so beschränkte ist.

Unter den Gebäuden der Niederlassung verdient noch das im Jahre 1907 erbaute Hospital besondere Erwähnung. In demselben sind zwei Krankensäle mit Baderaum, ein luftiger Operationssaal, eine Klinik mit Apotheke und ein Krankenraum für Weiße vorhanden. Die deutsche Regierung tut ihr Bestes, den Gesundheitszustand der Eingeborenen zu heben; dieselben leiden sehr unter syphilitischen und leprösen Hautinfektionen, die oft schwerste Formen annehmen und schnelles Hinsiechen der Erkrankten im Gefolge haben. Auch die Ruhr fordert manche Opfer, sie ist auf Jap endemisch. Hoffentlich krönt die Zeit die sanitäre Fürsorge der Regierung mit Erfolg.

Daß auch ein Wirtshaus in dem tropischen Klima Japs gute Geschäfte macht, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. In einigen kleineren Kaufläden können Weiße und Eingeborene ihre Bedürfnisse decken. Leider sind auch zwei größere japanische Firmen auf Jap tätig: die bereits genannte auch in Saipan arbeitende Hiki-Südsee-Actien-Gesellschaft und die Firma Minekichi Marutani, welche auch in Lammtrik und Palau Stationen hat. —

Vor wenigen Jahren wurde im Europäerviertel ein hübscher Schmuckplatz geschaffen an Stelle der beseitigten unhygienischen und häßlichen Häuser der Chamorros und Philippiner, einer ziemlich minderwertigen, aber großspurigen und arbeitsscheuen Gesellschaft, deren Zahl im Ganzen etwa 100 beträgt. Man hat sie nun außerhalb der Niederlassung angesiedelt, so daß diese jetzt mehr der weißen Bevölkerung reserviert bleibt. —

Auf dem Hange der grünbewaldeten Berge oberhalb der kleinen Europäerstadt liegt die Hauptstation der katholischen Kapuzinermission: Ein einfaches, schmuckloses Kirchlein mit niedrigem Glockenturm und ein kleines Wohnhaus für die Mönche. Die Eingeborenen Japs haben wenig Neigung zum Christentum. Wiederholte in früheren Jahren gemachte Versuche, dasselbe einzuführen, scheiterten; die Missionare wurden erschlagen. Erst nach Entscheidung des

Karolinenstreites, 1885, und Besetzung der Inseln durch die Spanier wurden diese Versuche durch aragonische Kapuzinermönche wieder neu aufgenommen. „Der Erfolg ist,“ so schreibt selbst der demselben Orden angehörende deutsche Pater Salesius, in seiner beachtenswerten Monographie „Die Karolineninsel Jap“*) bei Licht besehen, fast Null, sowohl in materiell-kultureller Beziehung, in welcher die spanischen Paters überhaupt nicht so recht eine Aufgabe zu erfüllen zu haben glaubten, als auch in rein religiöser. Die Akten zählen zwar einige Hundert „Getaufte“ auf, aber von „Bekehrten“ ist nur „cum grano salis“ zu reden. Wie wenig tief das Christentum in die Seelen gedrungen, zeigt die einzige Tatsache, daß seit Ablösung der spanischen Herrschaft durch die deutsche Regierung kaum auf Jap noch ein Eingeborener sein Christentum, wenn auch nur äußerlich, praktiziert.“

Pater Salesius verurteilt scharf das spanische Prinzip, „neben der Kirche das Schilderhaus aufzupflanzen“, er mißbilligt das bloße Anlernen äußerer Kirchen-Riten und Kultus-Formen, sondern verlangt aufopferungsvolle, geduldsame Arbeit in religiöser Unterweisung, aber auch gleichzeitige intensive Hebung und Förderung der allgemeinen Lebenskultur der Eingeborenen. Derselbe Missionar spricht sich ferner sehr scharf gegen die Bestrebungen aus, den Eingeborenen europäische Kleidung aufzunötigen. Rücksichten der Sittlichkeit erforderten diese keineswegs. Die Naturmenschen seien von ihrer frühesten Kindheit an ihre leichten, heimischen Trachten gewöhnt, die für sie nicht nur hygienisch, sondern auch leicht und billig zu beschaffen seien, während die europäische Kleidung ihre Gesundheit schwer schädige. Für den Besuch des Gotteshauses verlangt Pater Salesius nicht zu Unrecht allerdings etwas mehr Bedeckung. Es wird einen jeden, dem das Wohl unserer Südseevölker am Herzen liegt, erfreuen, ein solch verständiges, freimütiges Urteil von missionarischer Seite zu hören. Freilich gehört Pater Salesius nicht zu den ameri-

*) Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin.



R. Deeken phot.

Junger Eingeborener von Jap.

kanischen Kaufmannsmissionaren! Diese hatten die westlichen Karolinen glücklicherweise nicht mit in ihren Wirkungskreis gezogen.

1902 wurde die Ablösung der spanischen Mönche durch deutsche Missionare begonnen, heute ist dieselbe gänzlich vollzogen. Ihre besondere Bedeutung hat sie dadurch, daß von den Missionaren den Kindern Elementarunterricht erteilt wird, die so mit deutscher Kultur und deutscher Sprache allmählich bekannt werden. Die amtlichen Jahresberichte heben bereits hervor, daß letztere langsam, aber bemerkbar Fuß faßt, sowie auch, daß die eingeborene Jugend Japs sich durch besonderen Lerneifer auszeichnet. Man kann demnach auf die kommende Generation gewisse Hoffnungen setzen.

Es sei noch bemerkt, daß die Kapuziner eine meteorologische Station in Jap eingerichtet haben, deren Beobachtungen zweimal täglich an die meteorologische Zentrale in Manila, sowie auch an das Observatorium Zi Ka Wei bei Shanghai gekabelt werden. Die Weitergabe dieser Beobachtungen ist deshalb von so großer Bedeutung, weil Jap in der Nähe des Bildungszentrums der westpazifischen Taifune liegt. Bedrohliche Wahrnehmungen werden dann von Manila und Shanghai den gefährdeten Hafenplätzen übermittelt, so daß die dort befindlichen Schiffe rechtzeitig gewarnt werden können.

Die Zahl der Eingeborenen Japs beträgt rund 7000. Wahrscheinlich ist auch sie in früheren Zeiten größer gewesen, es hat aber bei weitem nicht eine so rapide Abnahme stattgefunden, wie beispielsweise auf Kusaie und Ponape, trotzdem die auch auf die Vermehrung ungünstig einwirkende sexuelle Moralität der Japer keineswegs größer ist als diejenige der Kusaier und Ponapesen. Sie ist bei allen Karoliniern recht gering, nur tritt sie auf den Westkarolinen krasser in die Erscheinung, weil die Eingeborenen sich hier noch nicht daran gewöhnt haben, ihre ihnen natürlich erscheinenden alten Sitten zu verbergen. —

Auch in seinem Äußeren unterscheidet sich der Japer von seinen östlichen Nachbarn. Er ist im allgemeinen

größer und kräftiger und etwas dunkler in der Hautfarbe. Man findet häufig indo-semitische Gesichtszüge vertreten. Das lange schwarze Haar tragen die Männer meist zu einem Schopfe auf dem Hinterkopfe aufgesteckt, wo es durch einen hölzernen Kamm gehalten wird. Die Frauen scheiteln es in der Mitte und nehmen es dann zu einem koketten Knoten über dem linken Ohre zusammen. Nur bei den Sklaven wird das Haar geschnitten. Sehr störend wirken bei Männern und Frauen die vom Betelkauen rotgefärbten Lippen und die wenig schönen, geschwärtzten Zähne. —

Die Gliedmaßen sind durchschnittlich bei beiden Geschlechtern gut geformt. Ja, man findet sogar, besonders unter den Männern, direkt schöne Gestalten. Über dem nur handbreiten Schamgürtel, der mit großer Geschicklichkeit zwischen den Beinen durchgezogen und dann um die Hüften geschlungen wird, tragen die Männer noch einen zweiten ebenso breiten Gürtel aus rot oder gelb gefärbtem Hibiscusbast, der vorn und hinten in einem deckenden Büschel herunterhängt. Geradezu einzig in ihrer Art ist die Robe der Japdamen, die auch den Launen der Mode nur wenig unterworfen ist. Der Oberkörper bleibt gänzlich unbedeckt, während von den Hüften herab ein dichter, krinolinartig absteher Rock aus getrockneten, langgespleißten Dracaenablättern den untern Teil des Körpers bis an die Knöchel verhüllt. Wie die Polinnen, die gern ein halbes Dutzend Röcke und mehr übereinander binden, so begnügen sich auch die Frauen auf Jap nicht mit einem oder zweien dieser Blattröcke, sondern legen eine Schicht auf die andere, so daß auf den Hüften eine dicke Wulst entsteht, die sie ganz geschickt ausnutzen als Unterstützungslager beim Tragen von Lasten. Besonders die kleinen Kinder, welche rittlings auf der Hüfte getragen werden, benutzen sie als Sattel. Unter die zahlreichen Oberröcke wird noch ein kleines, dichteres Unterröckchen gebunden. Kühl ist diese Tracht gerade nicht, noch weniger kleidsam, denn sie macht den Gang der Mädchen und Frauen sehr schwerfällig, und ein gerades Herunterhängen der Arme unmöglich, so daß diese stets etwas schräg nach der Seite getragen und



R. Deeken phot.

Junges Mädchen von Jap.

beim Gehen in ruderartige Bewegungen versetzt werden müssen. Bei jedem Schritte rauscht das lose Blattstreifengewand, so daß dieses „froufrou“ schon von weitem die Annäherung einer Frau verkündet.

Eine Kopfbedeckung wird im allgemeinen nicht getragen. Nur bei der Arbeit in der Sonne, besonders beim Fischen, Graben und Pflanzen schützen sich Männer wie Frauen durch runde Hüte, die aus Pandanusblättern geflochten werden und eine den malayischen und südchinesischen Spitzhüten ähnliche Form haben.

Das Einreiben mit Curcuma ist auch in Jap bekannt, geschieht aber bei weitem nicht in dem Umfange wie auf den Trukinseln. Die Japer betrachten es weniger als ein Kosmetikum und Anti-Insektikum, sondern schreiben ihm eine prophylaktische Kraft gegen Erkältungskrankheiten zu, da sie glauben, daß durch die mit Curcuma verstopften Poren die Krankheiten nicht in den Körper eindringen könnten. Diese medizinische Auffassung dürfte von unsern Ärzten kaum geteilt werden! Eine eigenartige Sitte ist auf Jap verbreitet, nämlich das Schwärzen der Zähne, denn ungefärbte Zähne gelten als sehr unfein, besonders wenn sie infolge des Betelnußkauens rötlich geworden sind. Zum Schwärzen wird aus einer salmiakhaltigen Erde und Pflanzensaft ein Brei angemengt, den man auf die Zähne legt. In wenigen Stunden ist der beabsichtigte Zweck erfüllt.

Schmuck ist sehr beliebt. Halsketten aus geschliffenen Muschelstücken, besonders der roten *Chama pacifica*, aus Holzscheiben und Glasperlen, daneben auch Ohrgehänge, Armbänder und Fingerringe aus Schildpatt werden von beiden Geschlechtern getragen. — Tätowierung ist nicht so allgemein und vor allem nicht so einheitlich wie auf den östlichen Inseln der Südsee, zum Beispiel auf Samoa, wo nur ein fest vorgeschriebenes Muster im Gebrauch ist. Vermutlich ist die Sitte des Tätowierens auf Jap noch nicht sehr alt, sie scheint von den Nachbarinseln besonders von Mokokok und Uleai übernommen zu sein. —

Da weder die rauschenden Röcke der Damen, noch das spärliche Hüftband der Männer eine Anbringung von Taschen gestattet, die Eingeborenen aber doch eine ganze Menge Gebrauchsgegenstände und Wertsachen zur Hand haben wollen, so führen sie zu diesem Zwecke einen aus Kokospalmblatt geflochtenen Faltenkorb bei sich. Die Männer tragen den Korb in der Hand, die Frauen hängen ihn sich mit einem Strick um den Hals, damit sie ihn nicht vergessen. Diese Vorsicht wäre entschieden auch unsern Damen zu empfehlen. Es würden in den Straßenbahnwagen und in den Geschäften keine Handtaschen mehr liegen bleiben! Ein Japmann oder eine Japfrau ohne ihren Korb ist undenkbar. In demselben befindet sich zunächst ein für allemal das Betelkau- und das Rauchnecessaire. Zum erstern gehören einige Betelnüsse, ein Päckchen Pfefferblätter und eine aus einem Bambusabschnitt hergestellte Streubüchse mit pulverisiertem Kalk. Man verfährt damit folgendermaßen: ein Stückchen Betelnuß wird auf ein Pfefferblatt gelegt, darauf Kalk gestreut, das Pfefferblatt zusammengefaltet und dann die Delikatesse in den Mund geschoben. Es vergehen etwa 10—15 Minuten, bis alles gut verkauft ist, worauf das Überbleibsel ausgespuckt und eine neue Bombe präpariert wird. Der Geschmack dieser Delikatesse, die nervenanregend und durststillend wirken soll ist herb und pfefferig. Er ist bei den Weißen nicht beliebt. Das Rauchnecessaire setzt sich aus einigen Streifen des sehr schweren Tausch-Tabaks, einer Partie kleiner Stücke des getrockneten Bananenblatts, das vielfach in der Südsee zum Einwickeln des Tabaks in die Zigarettenform verwandt wird, und aus einem Feuerstein oder neuerdings statt dessen aus einer Schachtel Streichhölzer zusammen. — Diese Gegenstände sind in jedem Korbe zu finden, der aber meistens auch noch manche andere Dinge enthält, von denen solche, die sich einer besonderen Wertschätzung ihres Besitzers erfreuen, wieder in eigenen kleinen Etais aufbewahrt werden. Die vielen Merkwürdigkeiten, die da in solchen Körben mit herumgeschleppt werden, erinnern lebhaft an den Inhalt der Hosentaschen unserer hoffnungsvollen Spröß-

linge zwischen sieben und vierzehn Jahren. Es seien einige der Kostbarkeiten aufgezählt: ein Löffel aus Kokosnußschale oder Perlmutter, eine verrostete europäische Gabel, ein Messer, einige Haarkämme, ein Stück Spiegelglas, alte Nägel, ein Fläschchen Kokosnußöl, ein Stückchen Gelbwurz, eine leere Vaselindose, einige Fingerringe, alte Knöpfe, eine alte spanische Zeitung, einen vertrockneten Fischschwanz, der als Talisman dient, usw. Die wunderbarsten Raritäten mit den seltsamsten Gerüchen enthält so ein Japkorb! Alte Leute führen noch einen kleinen hölzernen Mörser mit zum Zerstampfen der Betelnuß, die sie dann im zahnlosen Munde aussaugen. Nicht zu vergessen sei noch das Wechselgeld aus Perlmutterstückchen, die an Stelle des Portemonnaies auf einen Kokosnußstrick aufgereiht werden. —

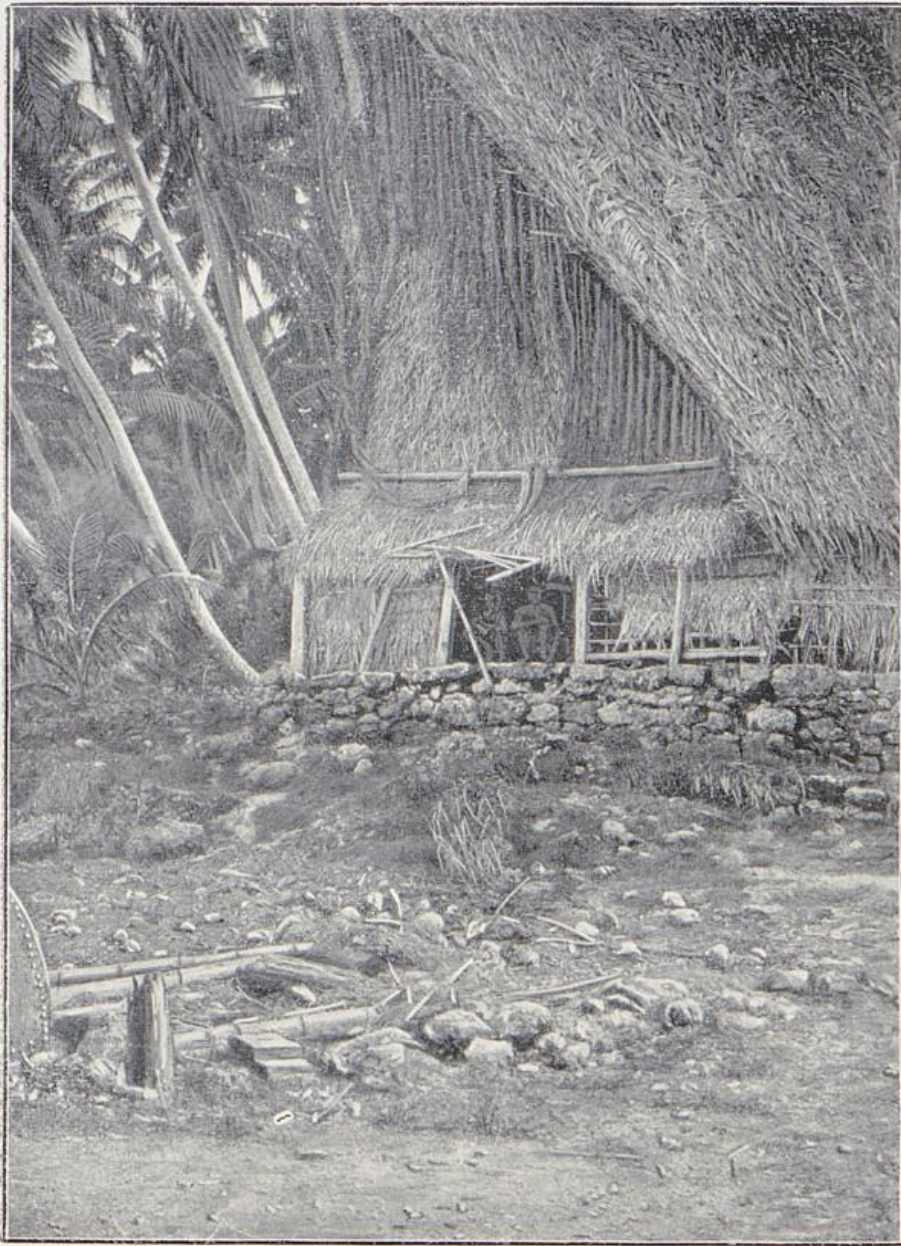
Zur ständigen Ausrüstung eines Japers gehört ferner noch eine als Sitz dienende Betelnußblattscheide, die er unter dem Arme trägt und fein säuberlich auf den Boden legt, ehe er sich hinsetzt, denn er hält auf Reinlichkeit und bequemen Sitz. Er liebt es nicht, sich mit dem bloßen Gesäß auf den Boden niederzulassen. Die Frauen bedürfen einer solchen Sitzunterlage nicht, da sie durch die dicken Grasröcke genügend geschützt sind. Wenn nun der Japer noch eine seiner hölzernen Lanzen trägt, so hat er alle Hände voll, und es bleibt ihm für die kleine Handaxt, die ihn auf allen Wegen begleitet, nichts weiteres übrig, als sie sich über die rechte Schulter zu haken. —

Große kriegerische Neigungen hat der Japer nicht. Die früher sehr häufigen Reibereien unter den einzelnen Dorfschaften verliefen meistens wenig blutig. Sein Lebenslauf ist „Lieb und Lust“, und zwar bis zu einem solchen Grade, der Gesundheit und Nachkommenschaft des kleinen Volkes auf das schwerste schädigt. Hier bessernd einzugreifen, ist die erste Aufgabe der Mission, die aber bei der jetzigen Generation unmöglich erscheint, so tief ist die Zügellosigkeit der Sitten eingewurzelt. Halbwüchsige, oft noch nicht in das Alter der Pubertät gelangte Mädchen werden den jungen Männern vom Vater gegen einen entsprechenden

Kaufpreis übergeben und haben in den Junggesellenhäusern zu dienen, wo sie auch ihren demnächstigen Ehegatten finden, der sie endgültig heimführt. Aber dieser zweite freiwilligere Liebesfrühling dauert nur kurze Zeit, denn sehr bald wird der Mann ihrer überdrüssig, und sie bleibt dann nur mehr seine Sklavin, der alle schweren Arbeiten aufgebürdet werden. Die Eheverhältnisse dauern überdies nicht lange. Ebenso häufig wie der Mann, wechselt auch die Frau ihren Gatten, bei dem sie aber, falls sie nicht über ganz besondere Reize verfügt, kein besseres Los findet. Das Arbeitstier hat lediglich einen anderen Herrn bekommen. Junge Frauen von 25—30 Jahren machen daher meist den Eindruck alter, verblühter und ausgemergelter Weiber. Bemerkenswert ist, daß bei Lösung des ehelichen Verhältnisses die Kinder stets beim Vater bleiben. — Nur während der Jahre, welche die Mädchen in den Häusern der Junggesellen verleben, brauchen sie nicht zu arbeiten und genießen auch sonst manche Privilegien. Daher ist es auch nichts Ungewöhnliches, daß verheiratet gewesene Frauen, wenn sie noch jugendfrisch sind, gern in das Junggesellenhaus zurückkehren.

Die jungen Männer schließen sich zu Vereinen oder Klubs zusammen und bewohnen gemeinsame Häuser, wo sie ein recht vergnügtes, sorgenfreies Leben führen. Jagd und Fischfang wechseln ab mit Spielen und Tänzchen. Dazu wird fleißig Betel gekaut, geraucht und mit den jungen Mädchen geflirtet. Es kommt unter den Mitgliedern des Klubs selten zum Streit, da das gemeinsame Leben nach einer festen Hausordnung geregelt ist. Dagegen sind Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Klubs, die dann durch Kämpfe ausgefochten werden, häufig. Raub eines zum Klub gehörenden Mädchens ist meistens die Ursache des Zwistes. —

Die Häuser auf Jap sind gänzlich verschieden von denen der östlichen Karolinen. Die hohen dunklen Dächer, die auf den nur niedrigen Seitenwänden ruhen, erinnern an diejenigen der großen Bauernhöfe unserer norddeutschen Heimat. Pfeiler aus Calophyllum- und Brotfruchtbaumholz stützen das aufstrebende Dach mit den hochragenden,



R. Deeken phot.

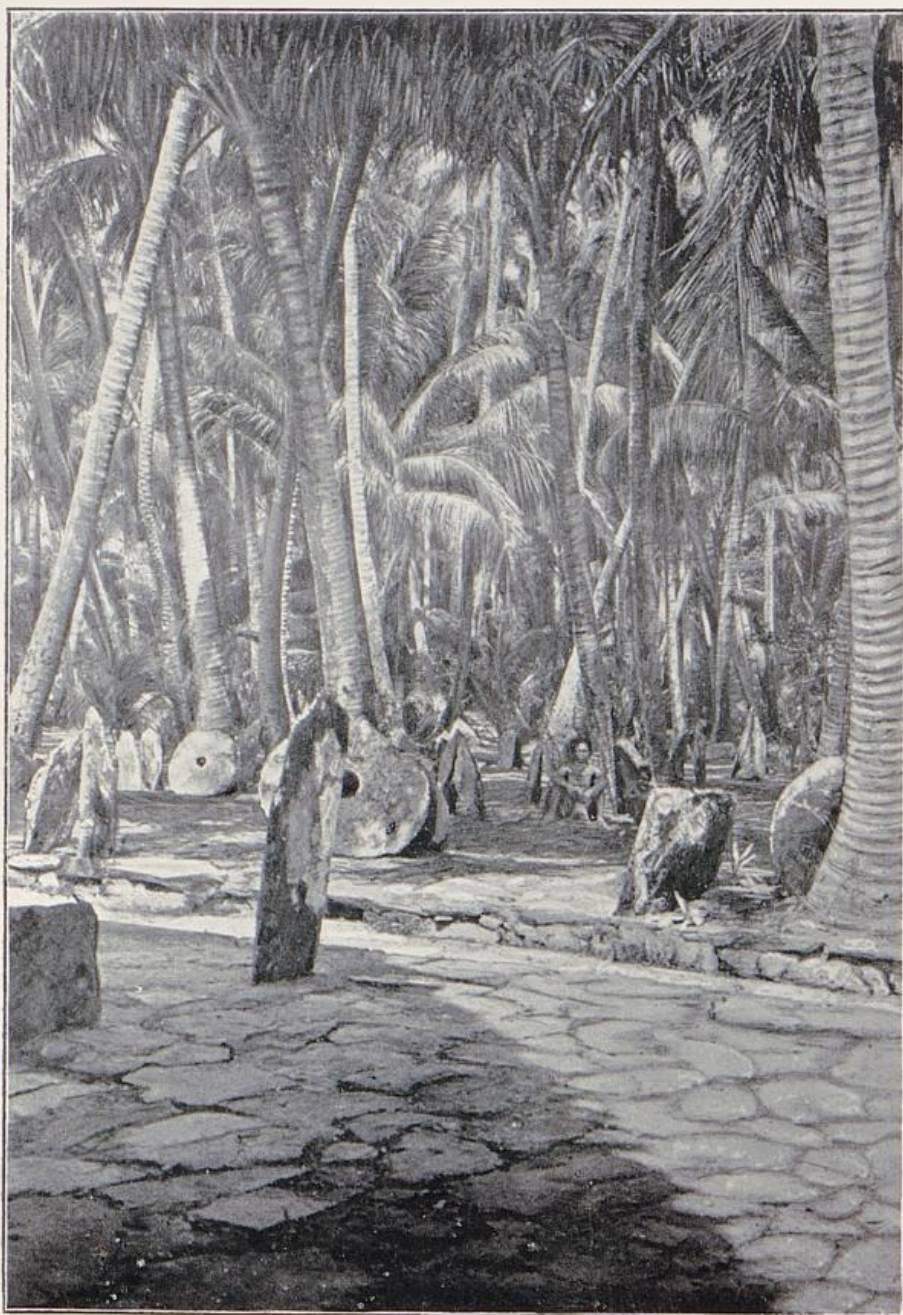
Haus der Eingeborenen auf Jap.

überhängenden Giebeln. Das Haus, dessen Fußboden aus festgerammter Tonerde besteht, ist auf einer massigen Stein-terrasse von 1—2 Metern Höhe aufgebaut. Die Gemeinde- und Junggesellenhäuser übertreffen die gewöhnlichen Wohnungen um ein bedeutendes. Häuser von 12 Meter Breite, 20—30 Meter Länge und einer Höhe von 15 Metern sind keine Seltenheit. Das Innere ist nur ein einziger großer hallenartiger Raum. Drei Reihen stattlicher Baumsäulen, von denen die mittlere bis oben an den First reicht, dienen als Dachträger. An den Längsseiten befinden sich die Schlafstätten der jungen Männer, von denen jeder einen ganz bestimmten Raum zugewiesen erhält. Der das Gemeindehaus umgebende Hof ist säuberlich gepflastert. Reihenweise sind Steinplatten eingegraben als Rückenlehnen für die zur Beratung niedersitzenden Männer. Man sieht es auf Schritt und Tritt, auf seine Bequemlichkeit und sein Wohlbehagen ist der Japer peinlichst bedacht. —

Wir kommen nun zu der merkwürdigsten Eigentümlichkeit Japs. Rings um die Häuser stehen monumentale Scheiben aus gelblichem, kristallischen Aragonit (Kalkspath), die ganz das Aussehen von Mühlsteinen haben und auch in der Mitte mit einem Loche versehen sind. Sie lehnen teils an den Häusern, teils an Palmen und manche sind bis zu einem Drittel in der Erde eingegraben, damit sie nicht gestohlen werden können. Diese seltsamen Steine bilden den größten Schatz der Japer, sie sind ihr Geld. Jap hat nämlich seine eigene im internationalen Geschäftsverkehr allerdings nicht anerkannte Währung. Der Aragonit wird auf den Palauinseln gebrochen und zu Schiff nach Jap gebracht. Es ist also im Grunde diese, übrigens mit großen Gefahren verknüpfte Arbeitsleistung, welche den Geldwert darstellt. Dieser richtet sich nach der Größe der Scheiben. Die kleinste Steinmünze hat etwa einen Durchmesser von 8—10 Zentimetern und hat in unserem Gelde einen Wert von 25 Pfennigen. Das 50 Pfennigstück ist bereits 20 Zentimeter im Durchmesser, das 2 Markstück 40 Zentimeter und so fort bis zu Scheiben, deren Höhe 2 Meter und mehr ist. Damit das Geld gut „kursiert“, hat man die runde Form

gewählt. Trotzdem sind die Geschäftsgänge der Japer immer noch recht beschwerlich. Als Portemonnaie dient ein Stab, der durch die Löcher der Steinscheiben hindurchgesteckt wird. Bei ganz kleinen Einkäufen ist der Besitzer instande, sein Portemonnaie selbst zu tragen. Zum Transport von einigen Talerstücken sind aber schon 2 Mann erforderlich, welche das Geld mit Hilfe einer Stange auf ihren Schultern zwischen sich tragen, einer hinter dem andern gehend. Bei größeren Werten, bei vielleicht 20 Mark aufwärts, ist das nicht mehr möglich. Dann nimmt man 2 Geldstücke, die durch einen Stamm als Achse verbunden werden, und rollt sie fort, wozu oft eine größere Anzahl Menschen nötig ist. Diese Art der Geldwährung sowie des darauf begründeten Geschäftsverkehrs ist selten kindlich und paßt gar nicht so recht zu der bequemen Weise des Japers. Sie hat allerdings den Vorteil, daß der Begüterte seinen Reichtum nicht verbergen kann, so daß eine Steuereinschätzungskommission leichte Arbeit hätte. Vorläufig gibt es auf Jap keine Einkommensteuer, sondern nur eine Kopfsteuer, so daß die Offenkundigkeit des Vermögensstandes belanglos ist. Aber nach einer anderen Richtung hin macht sich die Kaiserliche Reichsregierung dieselbe doch zunutze. Gemeinden oder Einzelbesitzern, welche gegen die Regierungsverordnungen verstoßen oder sich sonst eine Geldstrafe zugezogen haben, werden die Steine gepfändet. Dann erscheint der braune Gerichtsvollzieher mit dem gefürchteten schwarzen Farbentopfe und malt mit wichtiger Amtsmiene ein großes B. A. (Bezirksamt) auf einen oder mehrere der Steine. Darob herrscht dann große Trauer bei den Gepfändeten, die alsbald zum Bezirksamt eilen, um die Schuld durch Arbeit auszugleichen. Ist dies geschehen, so erscheint der braune Gerichtsvollzieher wieder und wird dieses Mal freudiger begrüßt. Er hat auch seinen Farbtopf wieder mitgebracht und malt nun den erlösenden Strich durch das B. A. Die Pfändung ist aufgehoben. — Man sieht viele Steine, die nicht nur einmal, sondern oft gepfändet waren und mit B. A. halb voll gemacht sind! —

Die Regierung hat im allgemeinen leichte Arbeit mit



R. Deeken phot.

Gepflasterter Hofplatz bei einem Versammlungshause mit Steingeld
an den Palmen und steinernen eingegrabenen Rückenlehnen.

den Japern. Sie sind willig und folgen den Anordnungen des Bezirksamtmanne ohne Widerspruch. Das Verhältnis zwischen diesem und den Regierten ist ein echt patriarchalisches. Daß es seit Anbeginn der deutschen Herrschaft durch keine Störung getrübt wurde, ist eins der zahlreichen Verdienste des verstorbenen langjährigen Bezirksamtmanne Senft. Er hat es in mustergültiger Weise verstanden, die Eingeborenen auf gütlichem Wege, aber nicht ohne sanften Druck zur Arbeit zu erziehen. Die zahllosen gepflasterten Straßen, die massigen Dämme durch das Meer, der Kanal von Girigir sind Denkmäler, die das Leben dieses deutschen Kulturpioniers um Jahrhunderte überdauern werden. Daß sich dies gute Verhältnis zwischen Regierung und Regierten ausschließlich auf Achtung und Vertrauen seitens der letzteren aufbaut, das zu glauben, wäre allerdings ein bedauerlicher Irrtum. Es ist ein großer Teil kindlicher Furcht, welche die deutsche Macht und ihre Kriegsschiffe den Eingeborenen einflößen, mit der Achtung und dem Vertrauen verknüpft. Darüber besteht bei den langeingesessenen Ansiedlern und Missionaren kein Zweifel. Ich hebe das besonders hervor, damit nicht etwa aus Vorstehendem eine Bestätigung hergeleitet wird für die leider immer und immer wieder vertretene Anschauung, daß Eingeborene sich nur durch Güte leiten lassen. Wie das Kind der Strenge mindestens ebenso sehr bedarf wie der Liebe, so kann auch der Eingeborene der ersteren niemals entbehren. Fehlt diese, so wird er, trotz Christentum und Zivilisation, eines Tages mit sicherer Gewißheit über seine weißen Lehrmeister herfallen und sie mit tierischer Bultgier massakrieren. —

Die Palau-Inseln.

Wir haben die letzte Station unserer Inselreise, die Palau-Gruppe, erreicht. Unser Schiff ist in dem gut geschützten Malakal-Hafen vor Anker gegangen. Vor uns liegen die fast 500 Meter hohen Basaltberge der kleinen Insel Malakal, daneben die spitze Kuppe Ngarekobasagas. Beide Eilande sind vulkanische Absplitterungen der großen Inseln Koreor und Baobelthaob. Letztere mißt allein über 300 Quadratkilometer, ist also fast so groß wie das eigentliche Ponape. Der Länge nach wird sie von einer Bergkette durchzogen, aus welcher sich fünf Gipfel scharf hervorheben, von denen der Aremolungui mit 600 Metern der höchste ist. Eine üppige Vegetation bedeckt das Land besonders da, wo Bäche und kleine Flüsse dem Meere zu-eilen. An die genannten Inseln gliedern sich nach Süden an: Olupsakel, Urukzapel, Eilmalk, Pililiu, Angaur und eine Reihe kleinerer Inseln. Alle diese sind gehobene Koralleninseln, die zum Teil nur wenige Meter aus dem Meere hervorragen, zum Teil Berghöhen bis zu 80 Meter tragen. Das die ganze Inselgruppe umschließende Wallriff entfernt sich im Osten stellenweise 35 Kilometer vom Lande, doch ist seine Zugehörigkeit zum letzteren auch hier noch erkennbar, denn die das Riff durchbrechenden Passagen sind offenbar nichts anderes als die Fortsetzungen der auf den Inseln befindlichen Talsenkungen.

In noch größerem Maße als dies in Jap der Fall ist, macht sich auf den Palau-Inseln die Nähe der asiatischen Welt bemerkbar, zu der sie auch ihrer geographischen Anordnung nach fast mehr zu gehören scheinen als zum fünften Erdteile. Man könnte gerade so gut glauben, auf

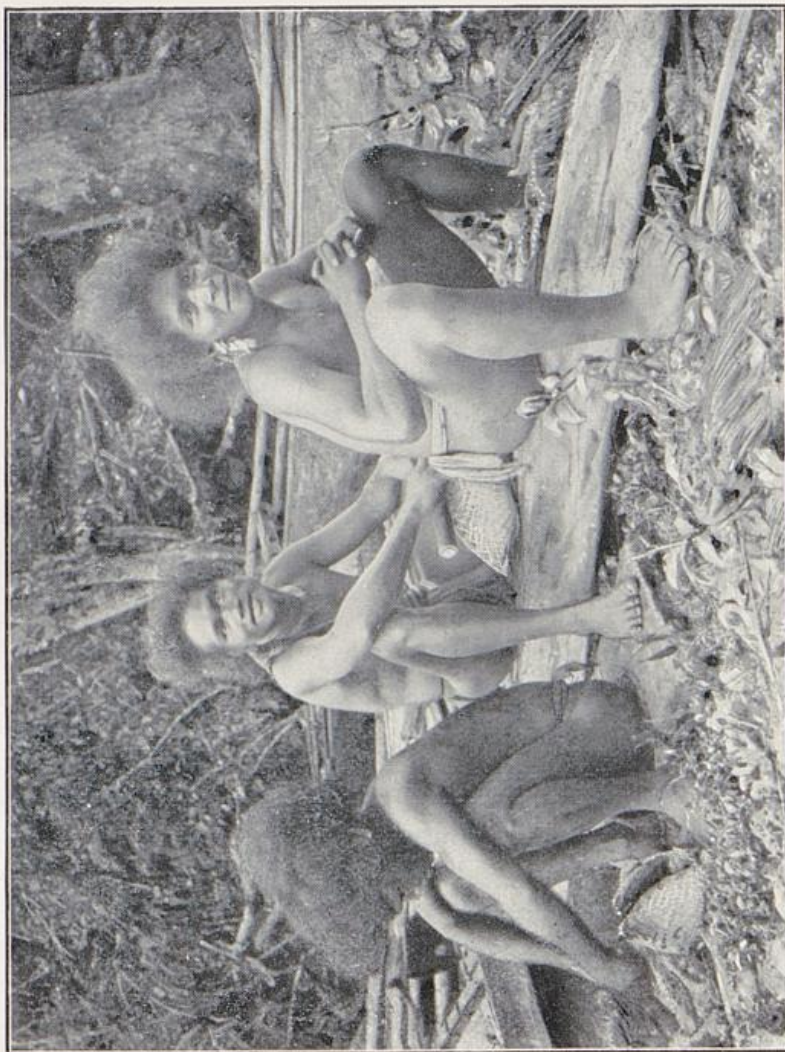
einer Philippinen-Insel zu sein, wenn man die dichten Urwälder der Palau-Inseln durchstreift. Ein endloses Gewirr sich windender und alles miteinander verstrickender Schmarotzerpflanzen, Bambushaine und Rotangbüsche sind in solchen Mengen und solcher Dichtigkeit unter den hochstämmigen Urwaldbäumen gewachsen, daß für den mühsam vordringenden Fuß das Messer erst eine Gasse hauen muß. Wilde Arekas, Dracaenen und vielfarbene Orchideen mit ihrem betäubenden Duft erhöhen die reiche Mannigfaltigkeit der üppigen Urwaldvegetation. Es gibt aber auch auf den Palau-Inseln Flächen sterilen Bodens, die wie auf Jap mit hohen schilfartigen Gräsern, Farnkraut und Pandanus bewachsen sind. Eine Koniferenart, die auf den anderen Karolineninseln unbekannt ist, weist deutlich auf den nahen Zusammenhang mit der philippinischen Vegetation hin.

Auch die Tierwelt, besonders die Vögel, sind schon wesentlich reicher an Arten. Neu sind dem von Osten kommenden Reisenden das Purpurhuhn, das Scharrhuhn, eine Ente und die Nikobarentaube. Den trägen Sumpfbewohner Japs, den Leguan, finden wir auch auf den Palau-Inseln wieder. Ein Vetter des indischen Leistenkrokodils soll in den Flüssen und besonders in dem geheimnisvollen Ngardoksee auf Baobeltaob nicht selten sein. Gesehen habe ich bei meinem zwar nur kurzen Aufenthalte auf den Palau-Inseln allerdings keins.

Es leben auf den Palau-Inseln heute nur mehr 4573 Eingeborene, die den Japern nahe verwandt sind, sich von letzteren aber durch etwas gröberen Körperbau und rundlichere Formen, die auch den Männern häufig nicht fehlen, auszeichnen. Es ist ein im allgemeinen lebenswürdiges Volk, das sich den Weißen, wenn diese einmal vorübergehend mit ihnen in Beziehung getreten sind, freundschaftlich gegenüber gestellt hat. Dieses Entgegenkommen hat sich aber nur auf die Aufnahme der sie besuchenden Weißen beschränkt, fremdem Einflusse haben sie bis vor kurzem den Eingang verwehrt. So waren denn auch die Versuche der spanischen Missionare, das Christentum auf den Palau-Inseln einzuführen, ganz vergeblich geblieben. Die Einge-

borenen haben den Mönchen keine Schwierigkeiten bereitet, ihren Lehren aber auch kein Gehör geschenkt. Die neueren Bemühungen der deutschen Kapuziner sind nicht viel erfolgreicher, abgesehen bei den Kindern, die willig und lerneifrig sein sollen. Infolgedessen haben sich auf den Palau-Inseln Sitten und Einrichtungen in einer Ursprünglichkeit erhalten, wie sie bei Völkern des Festlandes, die benachbarten Einflüssen stets mehr oder weniger ausgesetzt sind, nur höchst selten gefunden wird.

Eine sorgsam von den Zauberern und Priestern gepflegte Tradition verbietet streng willkürliche Änderungen der Bräuche, an denen irgendein mächtiger Rupak (Häuptling) zu eigenem Vorteil vielleicht einmal zu rütteln wagt. Diesen Übermut muß er aber fast immer mit seinem Sturze bezahlen, zu dem sich Vettern oder Brüder des Häuptlings verschwören, und der meistens durch Meuchelmord vollzogen wird. Die Macht der Zauberer, als Hüter der Traditionen, ist eine außerordentlich große. Sie sind die Vertreter des Geistes, welcher die Welt, d. i. die Palau-Inseln, erschaffen hat. Ihre Macht wird aber sowohl von ihnen selbst als auch von ehrgeizigen Rivalen der regierenden Häuptlinge mißbraucht. Ja, die Beseitigung dieser Häuptlinge durch einen stärkeren Verwandten gilt fast als ein formelles Recht. Es scheint, als ob das Volk gewillt ist, nur dem Stärksten zu gehorchen, und darum diesem Kampfe um die Herrscherstellung nicht widerstrebt, sondern sogar seine Hilfe dazu leiht. Nicht umsonst, denn alle Helfer und Förderer dieses legitimen Fürstenmordes verlangen ihren Lohn in Geld, dessen Höhe vorher genau ausbedungen, und der aus dem Vermögen des zu beseitigenden Rupaks gezahlt wird. Es bestehen ganz genaue Vorschriften, nach denen verfahren werden muß, sobald der Mord, der meistens an dem Schlafenden von dem Rivalen selbst vollzogen wird, geschehen ist. Muschelhörner verkünden in weitem Umkreise, daß ein neuer Machthaber im Blai (Familienwohnhaus) des Toten eingezogen ist, wo inzwischen die Witwe so lange gewürgt wird, bis daß sie den geheimen Aufenthaltsort des Geldes ihres Mannes verrät und dasselbe her-



R. Deeken phot.

Eingeborene der Palau-Inseln.



R. Deeken phot.

Eingeborene der Palau-Inseln.



beischafft. Alle Häuptlinge versammeln sich dann im Gemeindehause und sitzen, trotzdem sie an der Verschwörung mit teilgenommen haben, über den Mörder zu Gericht. In seiner neuen Wohnung wird er dann umstellt und bedroht, indem Speere gegen das Haus geschleudert werden, die aber nur die Wände treffen! Nach Beendigung dieser Formalitäten beginnt die Entlohnung der Verschwörer aus dem Schatze des Toten. Es kommen auch alle Nachbargemeinden und verlangen mit den Waffen in der Hand für ihren Häuptling ebenfalls einen Sühnezins. Geldgier ist eine hervorstechende Eigenschaft des Palauers, sie ist der Antrieb fast aller seiner Handlungen. Als Zahlungsmittel dienen auf Palau Stücke gebrannter Erde und Emailleglas, die heute nicht mehr auf der Insel hergestellt werden und möglicherweise von westlichen Ländern hergebracht sind. Besonders die rotbraunen und gelben Stücke genießen hohe Wertschätzung. Sie haben die Form kleiner flacher Stangen und sind mit einem Loche versehen, so daß sie auf einen Kokosstrick gezogen werden können. Die wertvollsten Geldstücke haben, wie beispielsweise bei den Samoanern die kostbarsten „ie togas“ (feine Matten) ihre eigenen Namen, und ihre jeweiligen Besitzer sind allgemein bekannt. Bei meinem Besuch in dem Blai des Abatuls (Königs) von Koreor hatte Seine Hoheit die Gnade, mir auch seine Schatzkammer zu zeigen. Es war nur eine hölzerne Kiste, in der eine ganze Menge dieser gelben und rotbraunen, Siegellackstangen ähnlichen Geldstücke lagen. Die Augen der eingeborenen Zuschauer erglänzten und vergrößerten sich, als sie die für sie so wertvollen Schätze sahen, und auch ich mußte höflichkeitshalber den Reichtum Seiner Hoheit bewundern. Für eines dieser Geldstücke kann man ein Rittergut kaufen, allerdings nur auf Palau, und für ein weiteres erhält man die Arbeit der Eingeborenen, um auf einem großen Teil desselben eine Kokospalmenplantage anzulegen. Die Erwerbung eines auch nur der weniger wertvollen Stücke habe ich erst gar nicht versucht, nachdem ich für eine grünfarbige Scheidemünze bereits ein unverhältnismäßig großes Quantum Tauschwaren hatte hergeben müssen.

Über das Land verfügt der Häuptling, indem er es unter die Mitglieder des Stammes verteilt. Neue Aufteilungen werden dann und wann nötig, wenn Leute des Stammes ernstlich heiraten und sich eine Familienwirtschaft einrichten. Der Häuptling läßt sich für seine Bemühung bezahlen, während auf der anderen Seite seine Brüder und Vettern durch Einsprüche gegen die Entscheidung in Landsachen von ihm Entschädigungen zu erpressen suchen.

Die Familienverhältnisse und die Beziehungen der Stammesmitglieder zum Häuptling sind sehr verwickelte. Sie werden verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Häuptling ursprünglich doch nichts anderes gewesen ist als der Vater einer einzigen Familie, die sich von ihrem Stamme aus irgendeinem Grunde abgezweigt und an einem anderen Platze des Landes niedergelassen hat. Als Familienoberhaupt hat er das unbestrittene Recht, über Frauen und Kinder nach Willkür zu bestimmen. Alles Land ist natürlich sein Eigentum. Die Arbeiten werden von ihm den einzelnen Mitgliedern der Familie zugeteilt. Er selbst wird sich meistens mit der Oberaufsicht begnügen. Es wird der Augenblick kommen, daß den erwachsenen Kindern das Haus des Vaters zu eng wird, und daß das lärmende Wesen der Jugend dem alternden Herrn auf die Nerven fällt. Dann ziehen die jungen Männer aus und bauen sich ein eigenes Haus in der Nähe. Da der Geschlechtsverkehr zwischen Geschwistern im allgemeinen auch bei Völkern niederer Kulturentwicklung unstatthaft ist, so werden die Männer sich Weiber aus der Nachbarschaft erarbeiten, kaufen oder erkämpfen. An ihrem Besitze werden sich alle Kämpfer erfreuen, bis daß die Frau beim Herannahen der Nachkommenschaft wieder in ihre Heimat zurückgebracht wird oder sich unter den Schutz eines Mannes ihrer neuen Umgebung begibt, für den sie später als Entgelt seiner Fürsorge zu dienen hat. Der Dienst wird mit zunehmenden Jahren sich immer mehr in Arbeit umwandeln. — So bilden sich neue und wieder neue Unterfamilien, es entsteht ein größeres Gemeinwesen, dessen Vorsteher (Häuptling) der Stammvater bleibt. Nach seinem natürlichen oder gewaltsamen

Tode wird der älteste oder stärkste seiner Söhne an seine Stelle und damit in den Genuß aller Rechte eintreten, welche der Stammvater inne hatte. Diese Nachfolge geht oft nicht ohne Kampf vor sich und nicht, ohne daß das neue Gemeindeoberhaupt entsprechende Entschädigungen an Vorrechten und Land denen zuwendet, die ihm zu seiner Stellung mit verholfen haben.

Der ursprüngliche Zusammenhang zwischen Familie und Gemeindewesen ist auf den Palau-Inseln auch heute noch deutlich erkennbar. Dem Obokul, den Häuptling der Gemeinde gegenüber sind alle anderen Mitglieder nur „Armeaus“ (Nackte oder Kinder). Diese sind unter sich nummeriert und rücken beim Tode des Vordermannes auf. Ein größeres Familienhaus besitzt nur der Obokul. Hier halten sich die jüngeren Kinder auf und genießen im allgemeinen gute Pflege seitens der Frau des Obokuls, die, solange dieser lebt, großen Einfluß hat. Die jungen Männer der Gemeinde wohnen im Gemeindehaus, dem Bai, und bilden einen Klub, Kaldebekel genannt. Sie gehen auf Jagd und Fischfang und müssen den Tisch des Häuptlings mit Speisen versorgen. Die Mädchen und Frauen haben, soweit sie nicht auf einem Blolobol (Wanderung) zum Besuche eines Kaldebekels in einem befreundeten Dorfe sich aufhalten oder dort für längere Zeit als Irmengolen dienen, die sehr wichtige und schwere Arbeit in den Tarofeldern zu besorgen und müssen die Hausarbeit beim Häuptling verrichten, wann immer er oder seine Frau sie rufen läßt. Zu größeren Arbeiten, beispielsweise zum Neubau seines Hauses, haben alle Brüder, Vettern, Bruderskinder und Kindeskinde dem Rufe des Häuptlings Folge zu leisten. Sie haben ohne Entgelt zu arbeiten, doch verlangt es die gute Sitte, daß der Häuptling nach Fertigstellung des Baues sie mit Geld beschenkt. Wirkliche Arbeit leistet der Häuptling nur selten, dafür hat er seine Zeit den Sorgen für das Gemeinwohl zu widmen. Er hat für Frieden und Eintracht in dem kleinen Kreise, für Beobachtung des sehr entwickelten und streng befolgten Zeremoniells, für die Anordnung der Feste, die rechtzeitige Aus-

besserung der Gemeindebauten (Häuser, Wege, Dämme, Bootshäfen usw.) zu sorgen.

Es ist das Bestreben eines jeden Häuptlings, möglichst viel Nachkommenschaft zu haben, ein Bestreben, dem die bestehenden Verhältnisse nicht förderlich sind, was an späterer Stelle näher begründet wird. Zu diesem Zwecke wird seitens der wohlhabenden Häuptlinge Polygamie getrieben, ein Luxus, den sich das Volk nicht gestatten kann, denn die Gewinnung einer Frau erfordert große Geldopfer, die der Schwiegersohn den Eltern zu leisten hat. Sie beginnen mit der Werbung und werden auch nach erfolgter Verbindung fortgesetzt, damit das Wohlwollen der Schwiegereltern erhalten bleibt, und diese die Tochter nicht zurückverlangen, um sie an einen Kaldebekel abzugeben. Kommt die Frau in die Wochen, so kehrt sie ins Elternhaus zurück, wo der Schwiegersohn zunächst ein Geldstück (den Adolobok) zu entrichten hat und dann Aufnahme erhält. Wenn die Zeit herannaht, wird eine Arulaptoakl (Hebamme) herbeigeholt, welche die demnächstige Wöchnerin bespricht und bewacht.

Das Kommen des Kindes wird mit großer Freude begrüßt, besonders wenn es ein Mädchen ist, da dieses den Reichtum der Familie mehren wird, wie wir das später sehen werden. Das Kind wird mit warmem Wasser gebadet und dann in eine Blütenscheide der Arekapalme gebettet, wo es bleibt, bis diese verwelkt ist. Dann wird an dem Kinde eine bedeutsame Zeremonie vollzogen. Ist es ein Knabe, so trägt man ihn in die Krone einer Kokospalme, damit er als Mann flink im Klettern werde. Ein Mädchen wird in ein Tarofeld gelegt, damit es später fleißig in der Bearbeitung desselben sei. Nun kommen alle Leute des Dorfes und der Nachbargemeinden, ihre Glückwünsche darzubringen und das Kind zu besehen. Sie bringen zahlreiche Geschenke, die nachher wieder unter die ganze Festgesellschaft verteilt werden, während der Schwiegervater zur Feier des Tages ein Schwein beschafft hat. Alle diese Ausgaben werden letzten Endes auf den Schwiegersohn abgewälzt, der tüchtig zu bezahlen hat. — Spätere Geburten sind

allerdings für ihn abgabefrei, doch hat er von Zeit zu Zeit dem Schwiegervater einen „Kluk“ oder „Kalebukub“ (Geldstücke) zu senden, um ihn bei guter Laune zu halten. Heirat ist also auch auf Palau ein verhältnismäßig teures Vergnügen und daneben mit so vielen Umständlichkeiten verknüpft, daß die jungen Palauer es vorziehen, möglichst lange ihr an Zerstreuungen reiches Junggesellenleben zu führen und Heiraten eigentlich nur dann eingehen, wenn dieselben zur Mehrung ihres Ansehens als Häuptling oder aus anderen materiellen Rücksichten für nötig gehalten werden.

Die Kinder wachsen in großer Freiheit auf und sind die Lieblinge ihrer Eltern, die sie in hohem Maße verwöhnen. Der erwachsene Knabe schläft nicht mehr im Hause seiner Angehörigen, sondern im Blai der Junggesellen. Er wird dann Mitglied eines Kaldebekels und erhält seine Nummer. Das Mädchen wird, sobald es halbwegs erwachsen ist, durch die Geldgier der Eltern zur gewerbsmäßigen Prostitution angehalten und liefert stolz ihren ersten selbst erworbenen „Audouth“ (Geldstück) denselben ab. Als Mitglied eines weiblichen Kaldebekels unternimmt sie mit ihren Gefährtinnen Wanderungen zum Besuche männlicher Kaldebekel anderer Dörfer und findet in einem derselben, wenn sie gefällt, ständige Aufnahme, für die dem Vater eine Geldentschädigung gezahlt werden muß. Schönheit und Jugendfrische sind meist dahin, wenn sie endlich in den Eehafen einläuft. Das grenzenlos unsittliche Leben, dessen erster Antrieb die Geldgier der Eltern ist, beeinträchtigt die Fruchtbarkeit der Frauen natürlich in hohem Maße, von der Schwächung durch venerische Erkrankungen nicht zu reden. Die Folge davon ist die außerordentlich geringe Nachkommenschaft.

Die Kaldebekel der Männer haben eine große politische Bedeutung, da sie die Streitmacht der Gemeinden darstellen. Sie führten oft Kriege auf eigene Faust, deren Zweck Mädchenraub und Kopfjägerei war. Nach erfolgreichem Kriegszuge kehrte man mit den Köpfen heim, die gegen Eintrittsgeld in den Kaldebekeln zur Schau gestellt wurden. Jeder Kaldebekel hat sein Kriegskanoe, und seine

Mitglieder bilden die Besatzung desselben, die nicht über 30 Köpfe stark zu sein pflegt. Auf den Bau der Kanoes, von denen es drei Arten gibt, die sich eigentlich nur nach der Größe unterscheiden, wird große Sorgfalt verwendet. Die kleinen dienen zum Fischen in der Nähe des Landes und zum Zurücklegen kürzerer Entfernungen. Auf den mittelgroßen Kanoes, die mit einem hohen dreieckigen Mattensegel ausgerüstet sind, werden weite Fahrten unternommen. Die Kriegskanoes sind die größten. Sie sind innen und außen mit roter Farbe bemalt und tragen reiches Schnitzwerk und Verzierungen aus Perlmutterchalen. Größere Schlachten wurden unter den Palauern mit Vorliebe zur See ausgefochten. Heute ist jeder Kriegssport von der deutschen Regierung untersagt. Volkreichere Gemeinden verfügen über mehrere Kriegskanoes und haben demnach auch eine entsprechend größere Zahl Kaldebekel, unter denen sehr feine soziale Unterschiede bestehen. Die ganz feudalen, welche eine Art Garde darstellen, setzen sich nur aus Mitgliedern der Rupaks zusammen und haben zum Anführer einen Sproß aus dem höchsten Adel (Klou Rupak), während die weniger vornehmen Linien-Regimenter sich mit einem Kikeri Rupak (Mann des niederen Adels) als Obersten begnügen müssen. Die Rivalitäten um Vorrang und Titel sind zahllos und enden oft mit blutigen Köpfen. Zahlung eines Sühnegeldes ist der Abschluß der Streitereien, wie überhaupt in Palau mit Geld alle Vergehen gesühnt, alle Disharmonien beseitigt werden können. Die einkommenden Beträge werden unter die Häuptlinge verteilt. Bei vielen Verstößen gegen das Gesetz und die Sitte wird gar nicht erst der Richter angerufen, sondern der „Fall“ zwischen den Beteiligten selbst erledigt. Der ertappte Dieb weigert sich nicht, seine Buße dem Bestohlenen zu bezahlen, deren Höhe ganz genau festgesetzt und allgemein bekannt ist. Beleidigung durch unhöfliche Redensarten, Ehebruch, auch zufälliges Überraschen einer Frau ohne Lendenschurz wird durch sofortiges Zahlen der Strafe erledigt. Verwundungen mit Waffen, besonders der aus nicht politischen Motiven begangene Mord unterliegen schweren Strafen. Letzterer

kostet dem Täter unter Umständen sein ganzes Vermögen, mit dem für ihn auch Titel, Stellung und Ansehen verloren gehen.

Die Gemeinden haben sich zu Staaten zusammengeschlossen, an deren Spitzen Könige aus alten Geschlechtern stehen, deren mächtigster der bereits erwähnte Abatul (ist Titel, kein Name) von Koreor aus der Familie der Iraaidit ist. Er wird aber jetzt stark überflügelt von einem anderen Kollegen, dem Araklei aus dem Hause Udu, das an Vornehmheit den Iraaidit zwar nachsteht, aber infolge des Aussterbens anderer Familien zu großem Vermögen gekommen ist. Auf Koreor hat der König seine Macht mit dem Oberhäuptling Nr. 2, der eine Art Kanzlerposten versieht und den Titel Arikoko führt, zu teilen.

Im täglichen Verkehr befließigen sich die Palauer der größten Höflichkeit und legen auf äußeren Anstand großen Wert. Trotz ihrer tätlichen Sittenlosigkeit gelten selbst die harmlosesten Erzählungen über das weibliche Geschlecht für sehr unschicklich. Sich nach dem Befinden einer Frau zu erkundigen, ja überhaupt nur ihren Namen vor anderen zu nennen, ist ein schwerer Verstoß gegen die gute Sitte. Wenn ein Mann sich einem Bache nähert, so hat er schon von weitem „e oa“ zu rufen, damit eine etwa dort badende Frau Zeit habe, sich zu bedecken. Ebenso ist es sehr unanständig, ohne vorherige laute Rufe um eine Wegeecke zu biegen, damit man nicht etwa gegen einen Häuptling oder eine Frau anrennt. Die geringste Zärtlichkeit zwischen Liebesleuten in Gegenwart Dritter, zum Beispiel ein Händedruck oder ein Kuß zur Begrüßung, ist verpönt.

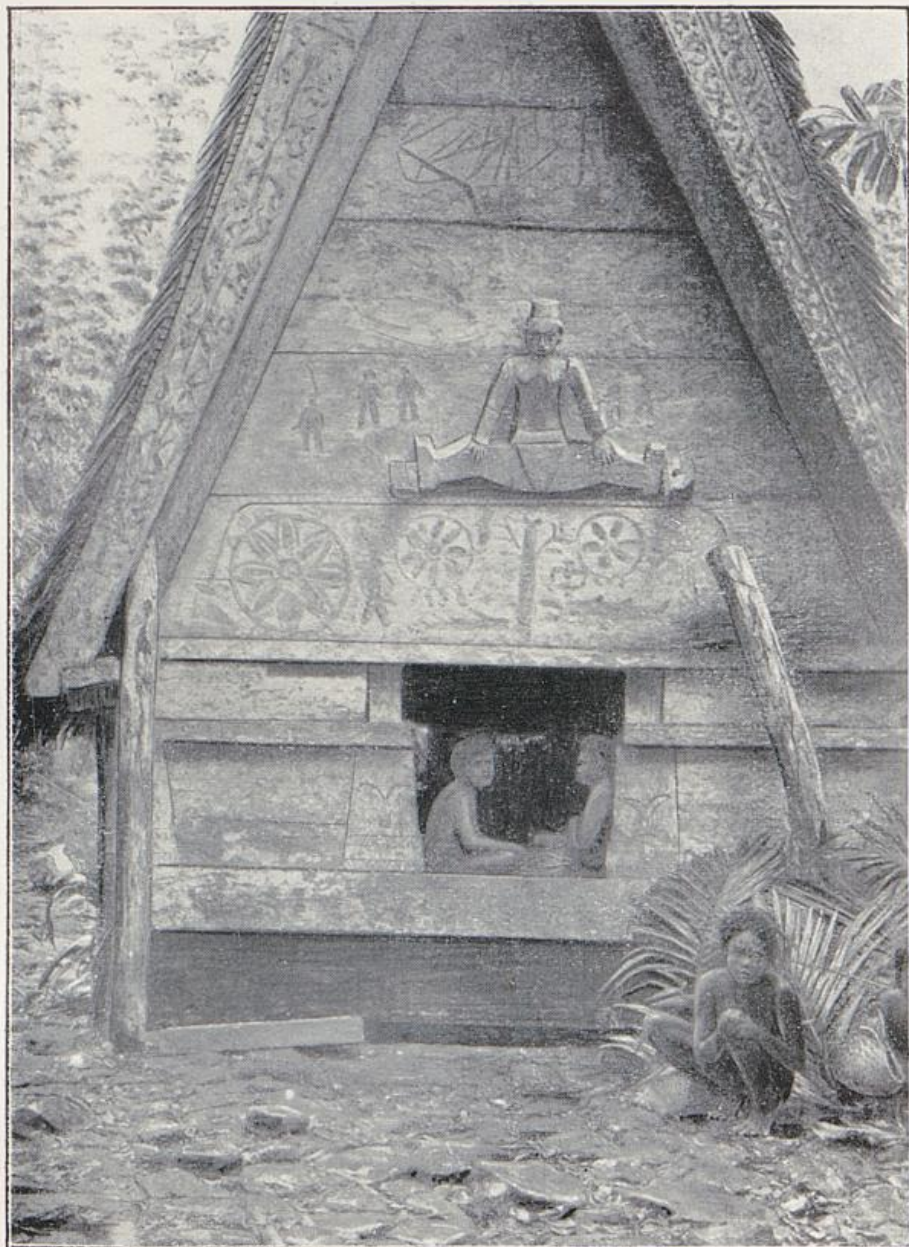
Sehr verbreitet ist die Sitte des Geschenkmachens. Auch ohne besondere Veranlassung schickt ein Dorf der Nachbargemeinde zum Beispiel ein großes Schwein, wofür diese sich bei Gelegenheit mit einer ähnlichen Gabe bedankt. So findet ein ständiger Austausch von Geschenken unter den Kaldebekeln statt, auch unter den weiblichen, die ihrerseits Geld sammeln, um einen Fischzug von den Männern ausführen zu lassen und den Fang ihren Geschlechtsgenossinnen der Nachbarschaft zu schenken, die

mit einer Einladung zu einem gemeinsamen Feste antworten.

Gehorsam und Disziplin werden in den Kaldebekeln den jungen Leuten anezogen, so daß Streitigkeiten in diesen selbst zu den Seltenheiten gehören. Das Nichterscheinen eines Mitgliedes zu irgendeiner vom Führer angeordneten Beschäftigung, sei es Kriegszug, Jagd oder Wegebau, wird mit hoher Geldstrafe belegt. Auch in den Kaldebekeln der Mädchen und Frauen, die ebenso organisiert sind wie die der Männer, herrscht eine ziemlich ausgeprägte Solidarität, soweit solche unter Frauen überhaupt möglich ist. Überhaupt unterstehen diese nicht der Kompetenz des Häuptlings, sondern der seiner Frau, die bei einiger Geschicklichkeit durch diese Stellung zu großer Macht gelangen kann. Daß unter den Palauern das Mutterrecht gilt, also die Abstammung von mütterlicher Seite hergeleitet wird, ist infolge des freien Durcheinanderlebens der Geschlechter nicht zu verwundern. Könnte man doch hier sagen „*pater semper incertus est*“.

Wie auf allen Südseeinseln, so wird auch auf Palau das Tabu (das heilige Verbot), hier Blul genannt, angewendet, um Gegenstände, die für einen bestimmten Zweck aufgespart werden sollen, der allgemeinen Benutzung zu entziehen. Wird der auf Palau nur bei sorgfältiger Pflege wachsende Betelpfeffer knapp, oder sollen für ein größeres Fest Schweine, Kokosnüsse usw. geschont werden, so wird über diese ein für alle, also auch für Häuptlinge geltendes „Blul“ verhängt. Die Kaldebekel werden von dem Häuptling mit der Beaufsichtigung des Bluls beauftragt. Etwaige Verstöße müssen mit hohen Geldstrafen gesühnt werden.

Die bei weitem bestgebauten Häuser der Karolinen-Gruppe sind auf den Palau-Inseln zu finden. Der Hausbau wird hier nicht von jedermann wie anderswo ausgeübt, sondern nur von berufsmäßigen Zimmerleuten, den Takelbais. Der Unterbau und das Gerippe der Häuser sind aus großen, schweren Balken von Eisenholz zusammengefügt, die teilweise nicht einmal miteinander verbunden sind, sondern sich durch die eigene Schwere stützen. Das Fachwerk der



R. Deeken phot.

Klubhaus auf den Palau-Inseln.

Seitenwände wird aus Bambus und Arekablättern geflochten. Letztere liefern auch das Material für die Bedachung. Alle Balken sind genau winkelrecht gesetzt und sorgfältig verzapft. Eine hochaufstrebende Dachkonstruktion schafft große Giebelfronten, die ganz mit Schnitzereien, alte Mythen und Traditionen darstellend, bedeckt sind. Auch die Balken der Seitenwände und im Innern des Hauses zeigen mit ziemlich großer natürlicher Kunstfertigkeit ausgeführtes Schnitzwerk. Es gibt zwei Arten von Häusern, die Bais (Gemeinderatshäuser und Häuser der Kaldebekel) und die Blais (Wohnhäuser). Sie unterscheiden sich hauptsächlich durch die Größe. Die ersteren sind im allgemeinen 30 Meter lang, 6 breit und 12 hoch; die Wohnhäuser haben wesentlich geringere Abmessungen, sind aber ebenso dauerhaft gebaut. Die innere Ausstattung der Bais ist ziemlich einfach. Zu beiden Seiten des langen Mittelganges befinden sich die Lagerstätten. Eine kleine Feuerstelle dient zur Rauchentwicklung während der Nacht, um die Moskitos fern zu halten. Während dieser brennen außerdem noch ein oder zwei Öllämpchen zur Beleuchtung. Da die Bewohner der Bais sich tagsüber außerhalb derselben auf Jagd, Fischfang oder in den Familienhäusern (Blais) ihrer Verwandten aufhalten, so ist weiterer Hausrat nicht nötig.

Die Kocharbeit ist Sache der Männer, welche hierin große Kunstfertigkeit besitzen. Auffallend ist eine große Vorliebe der Palauer für Süßigkeiten, die sie als Beikost besonders zum Taro usw. sehr schätzen. Aus der Blüte der Kokospalme wird ein süßer Saft gewonnen, den man mit Lavendelgras und Orangenblättern zu einem Sirup einkocht. Diesen verarbeitet man mit der Frucht der Papaya, mit Taro oder Brotfrucht zu Marmeladen, die man in Töpfe füllt und dann längere Zeit verwahren kann, da sie durch mehrfaches Aufkochen haltbar gemacht sind. Der mit Wasser gemischte Sirup dient außerdem noch als beliebtes Getränk, das gegoren reich an Alkohol ist und berauschend wirkt (Palmwein oder Toddy). Dasselbe hat einen auch für uns sehr angenehmen Geschmack, wenigstens fand ich es recht wohlschmeckend und erfrischend. Dieses Getränk wird

sogar längs der Wege an bestimmten Bäumen in Kokosnußschalen aufgehängt zum Genusse für etwa des Weges kommende Häuptlinge. Die Füllung der Gefäße hat durch die benachbarte Gemeinde zu geschehen. Damit kein Ungeziefer hineinfällt, wird die Schale mit einem Blatte zugedeckt. — Die Hauptnahrung der Palauer bilden wie überall in der Südsee Bananen, Taro, Yams, Brotfrucht, Kokosnuß, in Salzwasser gekochte Fische, Muscheln und andere Seetiere, ferner Tauben, Hühner und Schweine.

Da auf den Palau-Inseln Tonlager vorhanden sind, wird auch Töpferei betrieben und ein großer Teil der Speisen in Töpfen, nicht in der Kochgrube, gekocht. Bei festlichen Gelegenheiten werden die Gerichte in zahllosen Schüsseln und Schälchen, von denen manche auch aus Holz oder Schildpatt geschnitzt sind, auf Tischen und kleinen Eßbänken, die man mit Bananenblättern belegt und mit Blumen schmückt, aufgetragen.

An Tafel- und Festesfreuden ist das Leben des Palauers überreich. Manche Feste dauern Wochen, ja ganze Monate, während welcher sich die befreundeten Gemeinden an dem Orte, welcher die Einladung erlassen hat, zu Schmaus und Tanz versammeln. Außer dem Heranschaffen der Nahrungsmittel und dem Zubereiten derselben wird während dieser ganzen Zeit nicht gearbeitet, sondern nur dem Genusse all des Schönen gelebt, welches die opferfreudige Gemeinde den Nachbarn bietet, selbstverständlich nicht ohne Entgelt, denn jeder Teilnehmer hat hohe Beiträge zu zahlen.

Das größte dieser Feste ist der Mulbekel, bei welchem die Ruktänze aufgeführt werden. Dieses Fest hat auch eine religiöse, vor allem aber eine politische Bedeutung, es bildet den Abschluß einer Kriegsepoche, oder wird veranstaltet zur Einweihung eines neuerbauten Bais. Liegt keine besondere Veranlassung vor, so wird auf Beschluß der Häuptlinge ein Mulbekel auch ohne eine solche gefeiert. Die Glanznummern im Festprogramm sind die Ruktänze, die von mehreren hierzu sich anbietenden oder auserwählten Kaldebekeln aufgeführt und vorher gründlich eingeübt wer-

den. Zu diesem Zwecke müssen sich die Kaldebekel in den Festhäusern für Wochen, bei bestimmten Gemeinden sogar für einen ganzen Monat einsperren lassen. Die Leute werden von ihren Verwandten und Freunden, für die rund um die Bais Hütten aus Bambusrohr und Arekabläthern gebaut sind, mit ausgesuchten Speisen, besonders Süßigkeiten und Schweinefleisch, versorgt. Aber nur Männer und Knaben dürfen die Nahrung vorsichtig heranbringen, niemals Frauen. Damit nun nicht etwa die Mitglieder der Kaldebekel während der Zeit die heiligen Tanzübungen lässig betreiben und sich auf die Bärenhaut legen, wird ein Priester zur Kontrolle neben die Bais gesetzt. Man baut für den Gott „Augel le Kalith“ einen erhöhten Schrein, dessen unteres Stockwerk als Wohnung für den Priester dient. Auch dieser darf seinen Aufenthaltsort während der ganzen Übungszeit der Kaldebekel nicht verlassen und wird ebenso mit Speisen versehen wie oben geschildert. Seines Amtes ist es, auf einem Muschelhorn die Tageszeiten anzugeben, an denen die Tanzübungen in den Bais zu beginnen haben. Früh des Morgens bläst er als erstes Signal das „Owitkeu a Kameraek“, die Begrüßung des Morgensterns. Es antwortet ihm der erste Kaldebekel mit langanhaltendem Blasen, indem jeder der Eingeschlossenen seine Muscheltrumpete nach Kräften benutzt. Dann setzt nach kurzer Pause der zweite Kaldebekel ein und so fort, bis alle geantwortet haben. Ein wahrer Höllenspektakel! Dann haben alle Leute die Tänze zu üben. So werden tagsüber noch drei weitere Signale gegeben, um 8 Uhr, gegen Mittag und gegen Abend.

Endlich kommt der große Tag, an dem die Eingeschlossenen herausgelassen werden, was unter zahlreichen Zeremonien vor sich geht. Auf einer erhöhten Plattform findet nun ein Konkurrenztanzen statt, das mit zum Teil recht gefährlichen Waffenübungen abwechselt, darunter das „Blodoyol“, gegenseitiges Speerwerfen, bei dem man geschickt den fliegenden Speeren auszuweichen hat. Nun folgen Gelage, Spiele, improvisierte Tänze, die sich über Wochen und Wochen erstrecken, bis schließlich die Gäste

festes müde sind und sich nach ihren heimischen Penaten zurücksehnen.

Kleinere Feste im Kreise der Gemeinde finden ständig statt, besonders in den Mondnächten. Dann versammelt sich die ganze Jugend auf dem weichen Rasen des Strandes und vertreibt sich die Zeit mit aller möglicher kindlicher Kurzweil. Die Mädchen singen und tanzen. Die Männer spielen Tauziehen oder „Klaylul“, wobei es darauf ankommt, daß ein von einer Schar Männer verteidigter eingrabener Stock von einer anderen Abteilung berührt werden muß. Viel Vergnügen löst das „Tumogul-Spiel“ aus, bei dem sich eine Anzahl Männer übereinander auf den Boden legt. Auf diesen Menschenhaufen stellt sich ein Mann, den nun die Liegenden herunterzuwerfen versuchen. Außerdem gibt es noch eine Reihe Kettenspiele, Ringelreigen, Versteckspiele usw. Gesänge und Tänze füllen die Zwischenpausen, bis der Mond in den dunklen Fluten des Ozeans untertaucht.

Nun noch über Kleidung, Schmuck und Waffen der Palauer einige Worte. Die Männer tragen schmale Schambänder aus Rindenzeug vom Brotfruchtbaum, während das Gewand der Frau aus einem halblangen Schurz aus Pandanusblättern besteht; der Oberkörper bleibt unbedeckt. Die Schmucksachen sind den auf Jap gebräuchlichen ziemlich ähnlich. Besonders geschätzt sind die aus runden Muschelscheiben der roten *Chama pacifica* hergestellten Halsketten und Frauengürtel. Zu diesen letzteren sind 150—200 Stückchen nötig, die zu schleifen und zu durchbohren bei dem primitiven Handwerkzeug der Eingeborenen eine höchst mühsame Arbeit ist. —

Ebenso unentbehrlich wie dem Japer ist auch dem Palauer sein Handkorb. Er enthält alle zum Betelkauch und Rauchen nötige Materialien und die andern schon von Jap her bekannten Kostbarkeiten. Den beim Betelkauchen verwendeten pulverisierten Kalk führen die Häuptlinge zum Unterschiede von den Mitgliedern des Volkes nicht in einem kurzen Bambusabschnitte im Handkorb mit sich, sondern bewahren ihn in einem fast ein Meter langen Bam-



R. Deeken phot.

Junge Palauerinnen.

busrohr, das in der rechten Hand getragen wird, auf. Ein kleines Handbeil ruht auf der Schulter. Im Kampfe werden Holzlanzen, die bis vier Meter lang sind, Wurfspieße, Schlagmesser und Dolche gebraucht, ziemlich harmlos scheinende Waffen, die aber in der Hand der mit ihnen geübten Eingeborenen zu höchst gefährlichen Mordinstrumenten werden. Die Tätowierung ist allgemein, doch beschränkt sie sich bei den Männern auf das linke Bein. Die Frauen dagegen sind meist am ganzen Körper mit diesem unvergänglichen Schmucke versehen. —

Wir sind am Ende unserer Schilderung des palauischen Lebens angelangt, ein Leben, das den krassesten, wildesten Materialismus als einzig erstrebenswertes Ziel kennt. Man wird vergebens auch nur nach dem leisesten Anklingen eines höheren sittlichen Gefühls suchen. Es ist nicht vorhanden. Empfindungen dieser Art bei den Erwachsenen zu wecken, ist ein Ding der Unmöglichkeit, was ja auch von den Missionaren eingesehen wird. Aber wird es gelingen, die Kinder in späteren Jahren dem mächtigen Einflusse der tiefeingewurzelten palauischen Lebensanschauungen zu entziehen? Hoffen wir es! Eine Betrachtung fordert aber geradezu einen Vergleich mit den Bestrebungen und Endzielen unserer Materialisten heraus, die den Umsturz unserer alten Geschlechtmoral mit täglich frecherer Stirn predigen, die der Ehe, Kindesliebe und Sittlichkeit lieber heute als morgen ein Grab graben möchten. Ist denn das Leben von Hunderttausenden in den Großstädten unseres Vaterlandes in sittlicher Beziehung gar so verschieden von dem der Palauer?! Leider nein! Die Hefe des Volkes und die mißarteten Jünger einer vermeintlichen Intelligenz, gepaart mit den kritiklosen Mitgliedern eines parasitären Snobismus reichen sich auf diesem Boden brüderlich die Hand und suchen die zwischen ihnen liegenden Schichten mit fortzureißen in den Strudel der sittlichen Entartung, die zur Ertötung jeden höheren Empfindens, zur geistigen und körperlichen Entnervung, zur Schwächung unserer wirtschaftlichen und politischen Stellung führen muß! —

Das einst zahlreiche palauische Volk steht am Vor-

6*

abende seines Unterganges. Es fehlt ihm an Nachkommen. Kein Wunder, denn infolge der jugendlichen Ausschweifungen erstirbt die Fruchtbarkeit der Frauen ebenso schnell wie die Zeugungskraft der Männer. Die deutsche Regierung hat einen letzten Versuch gemacht, indem sie seit einigen Jahren durch Gesetz das Irmengolenunwesen verbietet und die Kaldebekel aufgehoben hat. Der Erfolg dieser Maßnahmen erscheint immerhin zweifelhaft, denn die wirkliche Durchführung solcher Verordnung wird auf mehr als eine Schwierigkeiten stoßen.

Der erste Vertreter der deutschen Regierung auf Palau war ein alter westindischer Mulatte, welcher seit vielen Jahren dort als Händler gelebt hatte. 1905 wurde dann eine Regierungsstation auf der Insel Koreor errichtet und mit einem weißen Beamten, dem eine Anzahl von Polizeisoldaten beigegeben war, besetzt. Im allgemeinen haben die Palauer der neuen Verwaltung keine Schwierigkeiten gemacht. Nur 1906 kam es zu einer Erregung unter den Leuten, an der aber Aufreizung seitens der Zauberer die Schuld trug. Die Unruhestifter konnten jedoch bald verhaftet werden und wurden dann nach Jap verbannt. Neben den Maßregeln zur Förderung der Sittlichkeit unter den Eingeborenen, an der die Regierung ein hohes Interesse hat, (denn was nützt schließlich das beste Land ohne Bewohner?) richtet sie ihr Augenmerk auf den Ausbau des vorgefundenen, von den Eingeborenen ziemlich gut instandgehaltenen Wegenetzes, sowie auf die Hebung der Kokospalmenkultur, um Exportwerte zu schaffen. Leider ist die Schildlaus einige Jahre nach ihrem Auftreten in Jap ebenfalls nach den Palau-Inseln verschleppt worden und richtete dort großen Schaden an. Auch unter Taifunen hatten in den letzten Jahren die Palau-Gruppe und die südlich gelegenen Koralleninseln zu leiden, die letzteren so schwer, daß es nötig war, einen großen Teil der Eingeborenen nach Palau und den Marianen zu verpflanzen, wo die Verwüstungen infolge des größeren Landumfanges nicht so allgemeine und daher auch Lebensmittel in noch ausreichenden Mengen vorhanden waren. Ein Teil dieser Eingeborenen konnte inzwischen wieder in ihre

Heimat zurückgeschafft werden, da bei dem schnellen tropischen Wachstum die Fruchtbäume sich hinreichend erholt hatten. Nur 129 Leute von Sonserol befinden sich noch auf Palau. — Bemerkte sei noch, daß der Durchstich eines Kanals zwischen dem Hauptlande Baobelthaobs und der Halbinsel Arekolong, der den Weg von den Westküsten nach den Handelsstationen im Osten erheblich abkürzen würde, versucht, aber wegen zu großer Bauschwierigkeit fürs erste wieder aufgegeben wurde, nachdem er schon bis zur Hälfte gediehen war. —

Eine plötzliche, einschneidende Änderung in die bis dahin so weltfremden, urwüchsigen Verhältnisse Palaus wurde durch die Entdeckung reicher Phosphatlager auf der Insel Angaur im Süden der Gruppe hervorgerufen. Es bildete sich die Deutsche Südsee-Phosphat-Aktien-Gesellschaft mit einem Kapital von 4½ Millionen Mark, welche Februar 1909 die Arbeit mit 23 Weißen, 56 chinesischen Handwerkern und etwa 250 karolinischen Arbeitern (von Palau, Jap und aus den Zentral-Karolinen) begann. Am 6. April fuhr die erste Lokomotive auf der Verbindungsbahn zwischen dem Ankerplatz der Dampfer und der Arbeitsstelle. Wie auf den meisten Phosphatinseln steht eine hohe Brandung an steiler Küste, so daß eine eiserne Verladebrücke errichtet und in einer Tiefe von über zweihundert Metern Festmachebojen für die Frachtdampfer verankert werden mußten. Ein Sägewerk mit zwei Gattern, und mehrere Holzbearbeitungsmaschinen sowie eine Reparaturwerkstätte kamen in Betrieb, 1 Verwaltungsgebäude, 32 Europäerwohnungen, Speise-, Gesellschafts- und Krankenhaus, 11 Baracken und Lagerhäuser wurden errichtet und der Bau einer großen eisernen Trockenanlage begonnen. Die Insel wurde bis auf ein Reservat von den Eingeborenen erworben.

Angaur ist seit dem 27. November 1909 mit der Kabelstation Jap durch drahtlose Telegraphie verbunden. Die Stationen sind nach dem Telefunkenystem mit Hörempfängern eingerichtet und reichen zunächst bei einer Wellenlänge von 720 Metern auf 1200 Kilometer. Die Antenne ist so gebaut, daß ohne wesentliche Schwierigkeit die Reich-

weite auf 2200 Kilometer erhöht, d. h. Verbindung bis nach Ponape und Rabaul geschaffen werden kann.

Das Unternehmen hat inzwischen den Betrieb erweitert und bereits größere Mengen Phosphat zur Ausfuhr gebracht. (1909: 8641 Tonnen im Werte von 207 Tausend Mark.) Es gelang, genügend Karoliner anzuwerben, von denen die Intelligenteren zum Bedienen der Lokomotiven und Maschinen angelernt wurden, so daß sie jetzt die wesentlich teureren chinesischen Maschinisten ersetzen können. —

Die wirtschaftliche und fiskalische Bedeutung Angaurs, die Ansammlung der nach Rasse, Charakter und Lebensweise verschiedenartigsten Volkselemente, Weiße, Chinesen, Mikronesier, der wachsende Schiffsverkehr, die Zollkontrolle machten die Errichtung einer Regierungsstation auf Angaur erforderlich; der Arzt der Phosphat-Gesellschaft versieht zugleich die Stelle eines Regierungsarztes für die Palauinseln.

Die deutsche Regierung hat sich einen Anteil an den geförderten Phosphaten gesichert. Für die Erteilung der auf 35 Jahre festgesetzten Konzession an die Deutsche Südsee-Phosphat-Aktien-Gesellschaft zur Ausbeutung der Mineralien- und Phosphat-Lager auf Angaur erhält die Regierung 1,25 Mark für 1 Tonne Phosphat, vom 4. Geschäftsjahr ab mindestens 30 000 Mark; ferner von dem nach Verteilung einer Vorzugsdividende von 8% verbleibenden Überschusse in den ersten 25 Jahren 40%, vom 26.—30. Jahre 50% und vom 31.—35. Jahre 60%.

Verschiedene Expeditionen haben Palau und die benachbarten Inseln auf Bodenschätze untersucht, darunter auch die von einer Hamburger Stiftung ausgesandte Peiho-Expedition unter der Führung des hochverdienten Ethnographen Professor Dr. Augustin Krämer. Es wurde festgestellt, daß die schon vorher aufgefundenen Kohlenlager Palaus leider noch zu jung und darum wertlos sind. Dagegen fand man auf der westlich Japs gelegenen Insel Fais ebenfalls ein größeres Phosphatlager. Das Vermessungsschiff unserer Marine, „Planet“, hat auch einen längeren Aufenthalt auf Palau genommen und Angaur und den Hafen Pililiu vermessen. Nach-

dem der Hafen von Malakal ebenfalls mit Baken versehen wurde, ist die Schifffahrt nicht mehr den großen Gefahren ausgesetzt wie bislang, wo das von Riffen bedrohte Fahrwasser kaum bekannt war. —

Gegenüber der sich noch erheblich steigernden Phosphat-Ausfuhr tritt das Geschäft mit den anderen Landesprodukten Palaus, Kopra, Trepang, Perlschalen schon jetzt stark zurück. Leider haben japanische Händler an demselben einen beträchtlichen Anteil. —

Die Koralleninseln.

Die fünf vorstehend beschriebenen Berg-Inseln bilden gleichsam das Gerüst, um das sich die karolinischen Koralleninseln in weiten, blaudurchfluteten Meereszwischenräumen gruppieren. Sie erheben sich nur wenige Meter über der Oberfläche des sie umspülenden Ozeans, dessen mitleidslose Sturmflutwellen die Eilande oft genug schwer bedräuen, wenn sie dieselben nicht gar ganz überschwemmen. Dann ist die Not groß, und die braunen Bewohner drängen sich in ihrer Todesangst zusammen auf den höchsten Platz ihrer kleinen Heimat oder klettern, wenn das Wasser ihnen auch bis hierhin folgt, an den Palmen empor und binden dort Weib und Kind und auch sich selbst mit starken Stricken aus Kokosfaser fest, damit sie, von Müdigkeit erschöpft oder erstarrt durch die kalten Gewitterregen, nicht in die gurgelnden Fluten hinabstürzen. Meist bringt der nächste Tag schon die Erlösung. Das Wasser hat sich verlaufen, aber die Hütten sind fortgespült, die Taro- und Bananenpflanzungen durch das Salzwasser für lange Zeit verdorben. Dann herrscht bittere Not, bis daß die Erträge der neuen Anlagen wieder herangereift sind, was allerdings bei der segenspendenden Tropennatur zum Teil schon nach 6—9 Monaten der Fall ist. — Braust aber zu gleicher Zeit mit der Flutwelle die wirbelnde, pfeifende Windsbraut des Taifuns über die aufgewühlten Wassertiefen einher, dann brechen selbst die letzten Hoffnungspfeiler der armseligen Inselbewohner, die Stämme der Kokospalmen, nieder. Viele werden entwurzelt und reißen die sich anklammernden Menschen mit sich in das nasse Grab, anderen werden die Kronen vom Stamme gewirbelt, und nur wenige, besonders

kräftige, deren zäher, elastischer Stamm noch nicht so hoch war, trutzen erfolgreich Wind und Wellen. — Die Früchte aber reichen nicht aus, die Bewohner zu ernähren, und grimme Hungersnot räumt schrecklich unter den eben noch dem Tode Entronnenen auf. — Wir haben gesehen, wie diesen Bedrängten durch die Fürsorge der deutschen Regierung wiederholt Rettung gebracht wurde, indem man sie zeitweise auf andere Inseln verpflanzte, eine Rettung, die man früher nicht kannte und der manche der Eingeborenen sich in kindlichem Unverstande widersetzen aus Furcht, die verwüstete und doch so teure Heimat nie wiederzusehen. Fast alle konnten schon nach wenigen Jahren wieder zurückgebracht werden. —

Der aus Kalkschutt und vegetabilischen Verwitterungsprodukten zusammengesetzte Boden der Koralleninseln ist nicht so fruchtbar wie die reichen, von geiler Vegetation überwucherten Aluvialböden der Ebenen auf den hohen Inseln. Aber die Natur gleicht auf der einen Seite wieder aus, was sie auf der anderen versagt: Der wertvollste Baum der Südseeinseln, die Kokospalme, liebt den salzgeschwängerten Korallenboden ganz besonders und bringt dort reiche Ernten, so daß, wenn nicht Unglücksjahre diese kleinen Inseln heimsuchen, die Menge der Kokosnüsse den Nahrungsbedarf der Bewohner übersteigt und viel Kopra für den Export hergestellt werden kann. Die kleinen, unansehnlichen Inseln sind infolgedessen von erheblicher Bedeutung für den Handelsverkehr.

Noch ein zweiter für die Bewohner wichtiger, staudenartiger Baum kommt in großen Mengen auf den Koralleninseln fort, der Pandanus. Von den verschiedenen Arten trägt eine mit Recht das Beiwort „utilis“, denn ihr Nutzen ist groß. Er liefert ein schmiegsames Material zum Flechten von Matten, Körben und Bekleidungsstoffen, und außerdem benutzt man die Blätter zum Decken der Häuser und auf manchen Inseln auch zum Bekleiden der Seitenwände. Schließlich ist die Frucht des Pandanus ein, wenn auch nicht beliebtes, so doch nicht zu entbehrendes Nahrungsmittel in den Zeiten, wenn es knapp wird an anderen

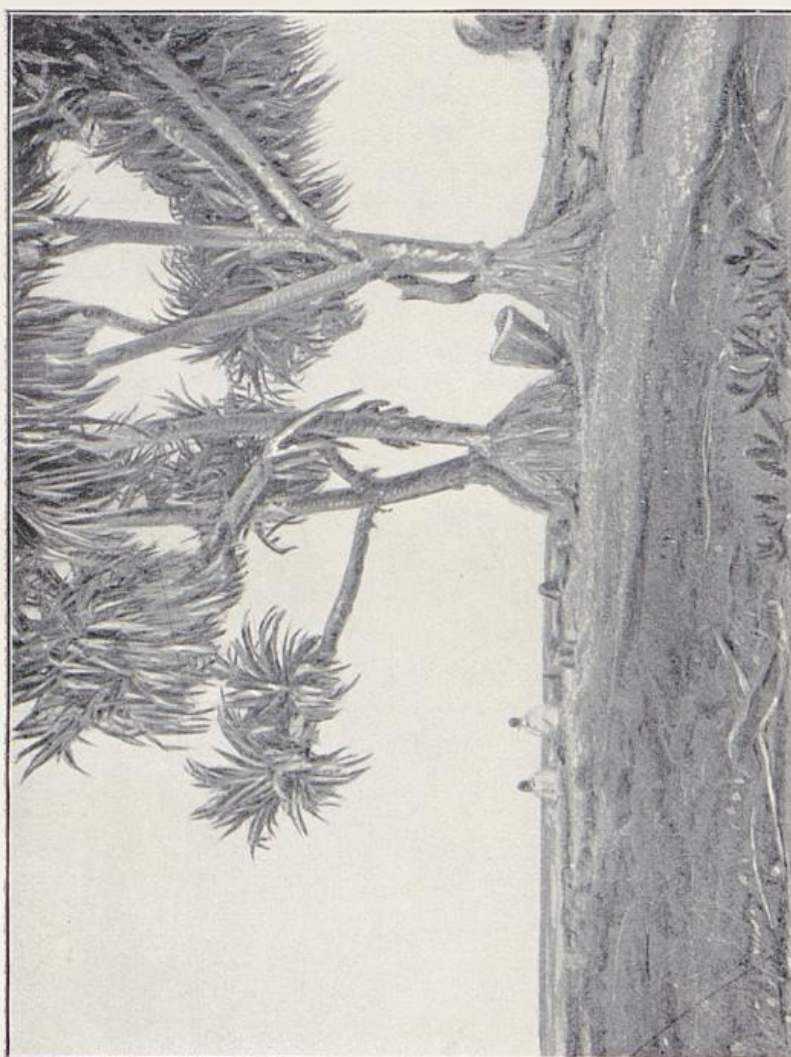
Früchten. Das Holz ist zähe, so daß es selbst bei Flutwellen kräftigen Widerstand leistet. —

Strauchartige weißblütige Scaevoln, Tournefortien mit ihren silbergrauen Blättern, eine feinlaubige Myrtacee, eine Hibiscus- und eine Calophyllum-Art bilden so ziemlich den Rest der höheren Vegetation. Brotfruchtbäume werden angepflanzt und wachsen gut. Die Kultur der Banane und des Taros ist schon mühsamer.

Daß die Tierwelt auf den jungen Koralleninseln noch ärmer als auf den Berginseln ist, kann nicht verwundern. Ihre animalische Nahrung müssen die Eingeborenen aus dem Meere holen, das den geschickten Fischern seinen Reichtum auch nicht verweigert. Die nicht heimischen, sondern eingeführten Schweine und Hühner gedeihen bei der reichen Kokosnußnahrung gut, dienen aber nur bei Festanlässen als Leckerbissen.

Die Einwohner sind ausnahmslos tüchtige Seefahrer, die auf ihren gebrechlichen Hochseekanoes mit den großen Mattensegeln weite Reisen machen, um mit den oft viele Meilen entfernten Nachbarinseln in Verbindung zu kommen. Die Notwendigkeit hat sie schon oft die tollkühnsten Fahrten machen lassen bis hinauf zu den Marianen. Ja, Stürme haben dann und wann Karolinier bis an die philippinischen und chinesischen Küsten verschlagen. — Hie und da lebt ein weißer Händler unter der braunen Inselbevölkerung und führt ein einsames, aber darum keineswegs unzufriedenes Dasein. Wenngleich Sitten und Bräuche auf den Koralleninseln denen der benachbarten Berginseln ähnlich sind, so haben die Bewohner infolge der örtlichen Abgeschlossenheit ihrer Heimat doch ihre häufig sehr ausgeprägten Eigenheiten bewahrt. Auf diese einzugehen, würde indessen zu weit führen.

Die Bevölkerungsdichte auf den Koralleninseln ist mancherwärts eine sehr große, so daß man beabsichtigt, mit der Zeit einen Teil der dortigen Eingeborenen auf den im Verhältnis nur spärlich bewohnten Berginseln endgültig anzusiedeln, um den periodischen Hungersnöten auf den ersteren vorzubeugen. Die Mortlock-Gruppe ist mit ihren



R. Deeken phot.

Am Strande einer Koralleninsel.



R. Deeken phot.

Am Strande einer Koralleninsel.

3300 Einwohnern am stärksten bevölkert unter den Koralleninseln, dann folgen Uliti mit 1600, Tobi mit 1000, Namonuito mit 900, Uleai und Pingelap mit je 800, die Hall-Inseln mit 550, Losop und Fais mit 500 usw. Die Gesamtbevölkerung aller karolinischen Koralleninseln beträgt zusammen rund 12 000. Da auf ihnen die Lebensbedingungen nicht so reichliche und bequeme sind wie auf den räumlich ausgedehnten Berginseln, so übernehmen die Bewohner gern vorübergehende Arbeitskontrakte nach auswärts. Somit bilden die Koralleninseln des Karolinenarchipels ein wichtiges Arbeiterrekrutierungsgebiet, aus dem zurzeit die beiden Phosphatunternehmungen auf Nauru und auf Palau schöpfen, so daß sie in immer größerem Umfange die schwer zu beschaffenden chinesischen Arbeiter entbehren können. Leider fehlt es uns in manchen unserer Südseegebiete an Arbeiterquellen. Umso sorgsamer haben wir die vorhandenen zu pflegen, damit sie nicht durch Krankheit und Mangel an Nachkommenschaft versiegen. Die höheren humanitären Interessen decken sich hier vollständig mit den nüchternen wirtschaftlichen. Beide verlangen gewissenhafte Fürsorge für das körperliche Wohi der Eingeborenen, allmähliche Hebung des Kulturzustandes, vor allem aber auch eine energische Erziehung zu ernsthafter Arbeit und Produktion. —

Die Geschichte der Karolinen bis zum Übergang derselben in deutschen Besitz.

Die erste Entdeckung der Karolinen (1527) wird dem Portugiesen Diego da Rocha zugeschrieben, der sie Sequeira-Inseln nannte. Schon im folgenden Jahre kamen spanische Seefahrer unter Alvaro de Saavedra nach Ulusi, einer Gruppe östlich Japs, und nahmen angeblich von allen Insellanden im Namen Spaniens Besitz. Von hier fuhren sie nach Truk und entdeckten im September des nächsten Jahres Kusaie. Weitere Inseln, vor allem Jap wurden dann von Villalobos und Legaspi auf dem Wege nach den Philippinen aufgefunden. 1595 fand der Seefahrer Quiros den Ngatik Atoll südlich von Ponape. Die Kenntnis der Inseln, die man die neuen Philippinen nannte, wurde durch weitere Entdeckungen des nächsten Jahrhunderts vervollständigt. Seinen jetzigen Namen erhielt der ganze Archipel nach einer von Lescano im Jahre 1686 entdeckten südlich der Marianen gelegenen Insel, wahrscheinlich Jap, die dieser nach seinem Könige Karl II. „Karolina“ nannte. Von Manila unternahm es Franziskaner Missionare, die Inseln zu christianisieren. Der erste Versuch 1710 verlief aber ebenso erfolglos, wie die späteren. Sie wurden nach Ermordung eines Teiles der Missionare im Jahre 1731 ganz aufgegeben. Seit dieser Zeit hat Spanien die Herrschaft über die Karolinen nicht mehr ausgeübt. Es haben vielleicht spanische Schiffe auf ihren Reisen von Acapulco nach den Philippinen dann und wann eine der Inseln angelaufen, um Wasser zu nehmen oder ihre Proviantvorräte zu vervollständigen, wenn diese durch unerwartet lange Reisen

erschöpft waren, andere sind möglicherweise auf einem der zahlreichen Korallenriffe gestrandet, wo dann die Besatzungen von den Eingeborenen erschlagen wurden. Auf einen solchen Vorgang ist wahrscheinlich eine alte ponapische Erzählung zurückzuführen, nach welcher eiserne Männer aus dem Meere gekommen und an der Südküste Ponapes gelandet seien, die dann mit den Bewohnern Kitis gekämpft hätten, aber mit Hilfe von Steinschleudern getötet worden seien.

Eine genauere Untersuchung der Marshall - Inseln, Marianen und eines Teiles der Karolinen erfolgte im Jahre 1817 durch die Expedition Kotzebues, an welcher auch Chamisso teilgenommen hatte, der uns seine Reiseerinnerungen als dauerndes literarisches Andenken hinterlassen hat. Weitere Nachrichten sind Freycinet, Duperrey und Dumont d'Urville, besonders aber Lütke zu verdanken, der 1827 und 1828 die Karolinen besuchte. Die ersten, allerdings sehr unzureichenden Vermessungen wurden 1839 von dem englischen Kriegsschiff „Larne“ vorgenommen und danach die englischen Seekarten hergestellt. Dieselben sind dann in den letzten Jahren durch die Arbeiten der deutschen Kriegsschiffe vervollständigt worden.

Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kamen die Karolinen bei den meist amerikanischen Walfischfangschiffen (Walfischfahrern) in Mode, deren Besatzungen sich mit Vorliebe hier ausruhten und verproviantierten. Da diese sich im allgemeinen aus der international gemischten Hefe des amerikanischen Volkes zusammensetzt, so kann man sich nicht wundern, daß die Eingeborenen von diesen Vertretern der weißen Rasse nicht in vorteilhafter Weise beeinflußt wurden, weder moralisch, noch körperlich. Syphilis, Tuberkulose und andere bis dahin auf den Inseln unbekannte Krankheiten wurden durch diese verwahrlosten, Gastfreundschaft und Zutrauen der Eingeborenen mißbrauchenden Seeleute alljährlich von neuem eingeschleppt, bis daß die Bevölkerungen schließlich ganz verseucht waren.

Gegen 1850 kamen die ersten methodistischen Missionare

aus Amerika, deren Tätigkeit im Anfange dieser Ausführungen schon hinreichend gewürdigt ist. —

Die ethnologische und geographische Forschung wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fortgesetzt von Semper, Kittlitz, Tetens, Hemsheim, Finsch, Kubary, Christian, Volkens, und in allerneuester Zeit vervollständigt von Hahl, dessen bedeutende Verdienste um die Sprach- und Landeskunde mit denen auf kolonialpolitischem Gebiete rivalisieren, von Senft, dessen im Vorstehenden bereits gedacht wurde, und Krämer, der neben seinen hervorragenden Monographien über Samoa etc. durch seine Plankton- und Korallen-Forschungen wichtige Beiträge zur Kenntnis der Südsee und ihrer Inselgestade lieferte. —

Gegen Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fand der europäische Handel auf den Karolinen Eingang. Auch die Hamburger Firma Johann Cäsar Godeffroy, die den Handel fast der ganzen Südsee damals an sich gezogen hatte, dehnte ihre Geschäftsverbindungen auf das Karolinengebiet aus und errichtete hier eine Reihe von Handelsstationen, während die Spanier, die es von den Philippinen aus doch leicht gehabt hätten, sich weder der Mühe kaufmännischer Arbeit auf den Karolinen unterzogen, noch auch in irgendeiner Weise ein politisches Hoheitsrecht geltend gemacht haben, so daß allgemein der Glaube bestand, Spanien betrachte das Inselgebiet nicht mehr als sein Eigentum. Erst 1875, als der Handel anfang, fruchtbringend zu werden, versuchte es sein früheres, aber über 1½ Jahrhunderte vernachlässigtes Besitzrecht geltend zu machen, wurde dann aber mit seinen Ansprüchen von Deutschland und England zurückgewiesen. Als seitens der deutschen Kaufleute im Jahre 1884 an die Reichsregierung der Antrag gerichtet wurde, die Inseln unter seinen Schutz zu stellen, damit Recht und Gesetz auf denselben zur Ausübung, und die Handelsunternehmungen infolgedessen zu besserer Entwicklung kommen könnten, wurde diesem Antrage entsprochen und das Kanonenboot „Iltis“ nach Jap gesandt, welches am 25. August 1885 dort die Flagge hißte. Darüber entstand in Madrid eine helle Entrüstung.

Mit den wütenden Drohrufen „A bajo Alemania! La guerra con Alemania!“ („Nieder mit Deutschland! Der Krieg mit Deutschland!“) zog die erbitterte Volksmenge durch die Straßen der Hauptstadt. Kein Polizist dachte daran, das tobende Volk aufzuhalten, im Gegenteil, alle schlossen sich ihm an, um Zeuge zu sein des Schauspieles, das sich ihnen gleich darbieten sollte. Offiziere und Mannschaften der Armee folgten, aufgemuntert durch die blutrünstigen Reden des Generals Salamanca in den Cortes, der von einer kurzsichtigen, großprahlerischen Presse unterstützt wurde. Vor dem deutschen Konsulate machte der Zug halt, und unter wütendem Geschrei wurde Genugtuung verlangt wegen des vermeintlichen Übergriffes auf Jap. Die Volkswut verstieg sich sogar dazu, das Gebäude zu demolieren, die Reichsinsignien herunterzureißen und dieselben unter großem Jubel auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Die Situation wäre kritisch geworden, wenn nicht die Ernüchterung sehr schnell hinterher gefolgt wäre. Die Deutsche Regierung verlangte in einer sehr scharfen Note — es war ja das noch zur guten, alten Zeit unseres eisernen Kanzlers, wo ein Wort unserer Diplomatie den Pulsschlag der internationalen Politik zum Aussetzen brachte —, die erforderliche Genugtuung von der spanischen Regierung, welche auch unter Ausdrücken aufrichtigen Bedauerns in solchem Grade gegeben wurde, daß Deutschland zufrieden sein konnte. Um die leidige Angelegenheit, die zu einer derartigen Erregung sachlich überhaupt nicht berechtigte, aus der Welt zu schaffen, einigten sich die beiden Regierungen dahin, Papst Leo XIII. um ein schiedsrichterliches Urteil in dem Streite zu bitten, welches bedingungslos anzuerkennen beide Parteien zusagten. Der Papst nahm das Schiedsrichteramt an und fällte nach längeren Untersuchungen und Feststellungen auf Grund der historischen Tatsachen ein Urteil, das die beiden Streitenden durchaus befriedigte, so daß sie vollkommen versöhnt den Schiedsgerichtshof verließen. Seitdem hat nicht mehr die geringste politische Trübung zwischen Deutschland und Spanien, sondern ein durchaus harmonisches Verhältnis bestanden.

Der Urteilsspruch Papst Leos XIII. lautete:

1. Die Souveränität über die Karolinen und Palau-Inseln wird Spanien zuerkannt.

2. Die spanische Regierung wird verpflichtet, diese Souveränität unverzüglich auszuüben und so bald als irgendmöglich eine ordnungsgemäße Verwaltung im Karolinenarchipel einzurichten, um Ordnung und Gesetz zu garantieren.

3. Spanien gestattet Deutschland volle und uneingeschränkte Freiheit des Handels, der Schifffahrt und der Fischerei in dem genannten Gebiete, sowie das Recht zur Errichtung eines Flottenstützpunktes und einer Kohlenstation.

4. Deutschland hat ferner das Recht, auf den Inseln Pflanzungen und landwirtschaftliche Unternehmungen einzurichten in gleicher Weise wie die spanischen Untertanen.

Das historische Besitzrecht stand ja klar auf spanischer Seite. Aber ebenso deutlich war die Nichtausübung dieses Rechtes während eines Zeitraumes von 1½ Jahrhunderten erwiesen. Da aber eine formelle Aufgabe desselben nicht stattgefunden habe, so glaubte der Papst, die politische Hoheit Spaniens anerkennen zu müssen. Rechte involvieren aber auch stets Pflichten. Infolgedessen wurde Spanien die Einrichtung einer geordneten Verwaltung zum Schutze der deutschen Handelsniederlassungen zur unverzüglichen Pflicht gemacht. Deutschland hatte das erreicht, was es mit der Flaggenhissung bezweckt hatte, nämlich seinem Handel Unterstützung und volle Gleichberechtigung, sowie geordnete Rechts- und Verwaltungsverhältnisse zu sichern. — Auf die Anlage einer Marine- und Kohlenstation verzichtete Deutschland im Jahre 1886.

Nach Erledigung des Karolinenstreites fand zwischen Papst Leo XIII. und Bismarck ein Briefwechsel statt, der die damalige Situation und die Brieffschreiber in besonders charakteristischer Weise zeichnet und der deshalb zum Abschluß hier wiedergegeben werden soll:

„An den Erlauchten Fürsten Otto Bismarck,
Kanzler des Deutschen Reiches.

Es hat uns gefreut, daß die Vereinbarungen zu einem glücklichen Ende gekommen sind, und wir haben dafür Sorge getragen, daß dem Erhabenen Deutschen Kaiser der Ausdruck unserer Freude hierüber kundgegeben wird. Aber dieselben Empfindungen wollen wir auch Dir, Erlauchter Fürst, aussprechen, der Du durch Deine Entscheidung und Willenskundgabe die Ursache gewesen bist, daß die Streitfrage uns zur Beilegung überwiesen wurde. Zugleich bekennen wir gerne, daß es zu einem großen Teile Deinem Eifer und Deiner Ausdauer zuzuschreiben ist, wenn die verschiedenen Schwierigkeiten, die der Ausführung unseres Auftrages entgegenstanden, überwunden wurden. Wir danken Dir für Dein Entgegenkommen und Deine Ratschläge, welche uns unterstützt haben, die wichtige Aufgabe, dank der versöhnlichen Stimmung, zu einem guten Ende zu führen. Es ist ja in der Tat kein ungewohnter Auftrag, der dem Apostelsitze zu teil geworden ist, sondern ein solcher, der mit Natur und Wesen des römischen Oberhirtenamtes übereinstimmt.

Du hast Dich auf Dein Urteil gestützt und in Deiner Auffassung über die Lage von anderer Seite nicht beeinflussen lassen, sondern unbedenklich unserer Rechtlichkeit vertraut. Offene und stille Sympathien aller unparteiischen Männer hast Du in dieser Angelegenheit auf Deiner Seite gehabt, besonders die der Katholiken des ganzen Erdkreises, die sich in ihren Gesinnungen mit ihrem Vater und Hirten vereinigen. Deine Staatsklugheit hat es erreicht, dem Deutschen Reiche eine von allen anerkannte Großmachtsstellung zu erwerben. Du hast den rechten Weg gefunden, das Deutsche Reich zu größter Blüte, dauernder Macht und Festigung zu bringen. Ebenso wenig ist es Deiner Einsicht entgangen, welch großen Einfluß unsere Religion auf die Gestaltung des Allgemeinwohls und die öffentliche Ordnung im Staate hat, beson-

Deeken, Die Karolinen.

7

ders wenn keine Hindernisse in der Ausübung derselben bestehen, sondern wenn sie sich völliger Freiheit erfreut. Aus Deinen bisherigen Maßnahmen dürfen wir wohl auf eine günstige Lösung der noch schwebenden Angelegenheiten schließen.

Zur Erinnerung an dies Schiedsgericht und zum Zeichen unseres Wohlwollens ernennen wir Dich hiermit zum Ritter des Christus-Ordens, dessen Insignien wir zusammen mit diesem Schreiben an Dich übersenden. Ferner beten wir von Herzen um glückliches Wohlergehen für Dich.

Gegeben zu Rom bei St. Peter, den 31. Dezember 1885, im achten Jahre unseres Oberhirtenamtes.

Leo XIII.“

Bismarck antwortete am 13. Januar 1886:

„Sir!

Das liebenswürdige Schreiben, mit welchem Eure Heiligkeit mich beehrt haben, und die hohe Ordensauszeichnung, die es begleitete, haben mir eine große Freude bereitet, und bitte ich Eure Heiligkeit, den Ausdruck meines tiefen Dankes huldvollst entgegennehmen zu wollen.

Eine jede Anerkennung für das Friedenswerk, an dem es mir vergönnt war, mitzuarbeiten, ist für mich umso wertvoller, als sie auch Seiner Majestät meinem erhabenen Herrn große Genugtuung bereitet.

Euere Heiligkeit haben gesagt, daß nichts mehr dem Geiste und der Natur des Pontifikats entspräche als die Ausübung von Friedenswerken.

Gerade dieser Gedanke ist es gewesen, der mich leitete, als ich Euere Heiligkeit bat, das hohe Amt eines Schiedsrichters im Streite zwischen Deutschland und Spanien anzunehmen, indem ich der spanischen Regierung vorschlug, daß beide Parteien sich bedingungslos der Entscheidung Eurer Heiligkeit unterwerfen sollten.

Die Erwägung des Umstandes, daß die beiden Nationen keinen gleichen Standpunkt einnehmen in bezug auf die Kirche, welche in Eurer Heiligkeit sein Oberhaupt verehrt, hat niemals mein festes Vertrauen in die vorurteilsfreie Auffassung und die Unparteilichkeit der Entscheidung Eurer Heiligkeit beeinträchtigt.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien sind ihrer Natur nach solche, daß der Friede zwischen beiden Ländern nicht bedroht ist weder durch dauernde Interessengegensätze, noch durch Mißstimmungen aus der Vergangenheit oder Reibungen infolge der geographischen Lage. Die gewohnten guten Beziehungen wären auch niemals getrübt worden, wenn nicht Zufälligkeiten und Mißverständnisse die Schuld gehabt hätten.

Es steht also mit Recht zu hoffen, daß das Friedenswerk Eurer Heiligkeit dauernden Bestand hat, und daß beide Parteien ein Gefühl dankbarer Erinnerung an den erhabenen Schiedsrichter bewahren werden.

Was mich anbetrifft, so werde ich stets mit Freude jede Gelegenheit ergreifen, welche mir die Pflichterfüllung gegen meinen Herrn und gegen mein Vaterland gestattet, um Eurer Heiligkeit meine aufrichtige Dankbarkeit und tiefe Ergebenheit zu bezeugen.

Ich verbleibe mit dem Ausdruck der größten Hochachtung Eurer Heiligkeit sehr ergebener Diener.

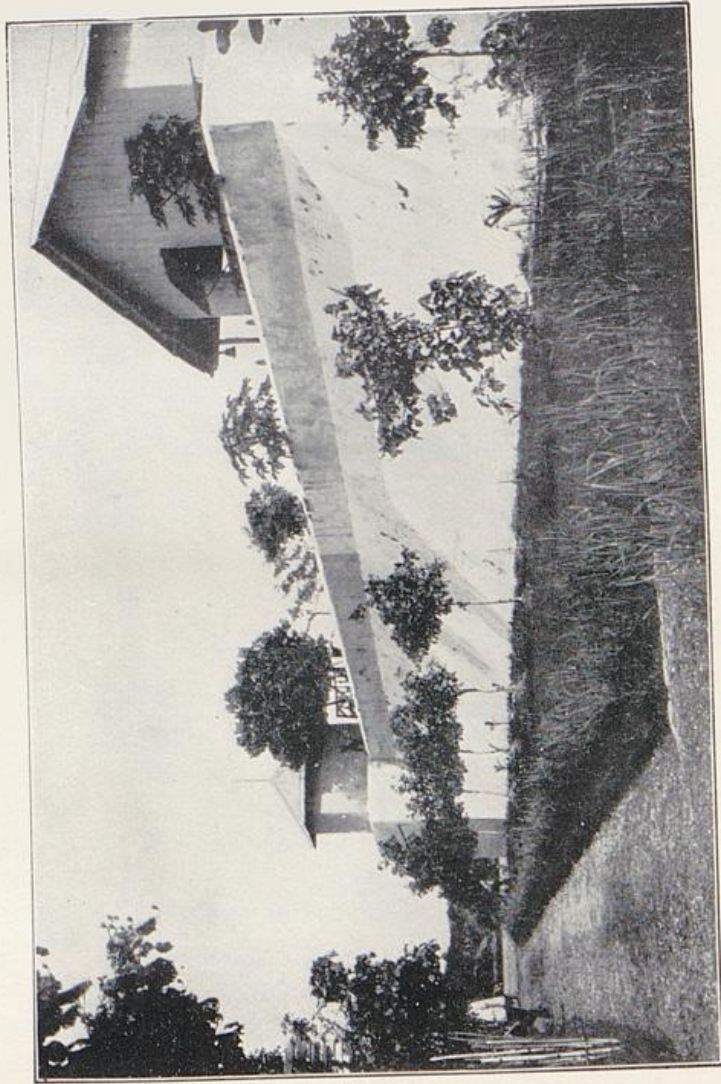
Bismarck.“

Es sei noch erwähnt, daß der Originalbrief des Papstes in lateinischer, die Antwort Bismarcks in französischer Sprache abgefaßt waren.

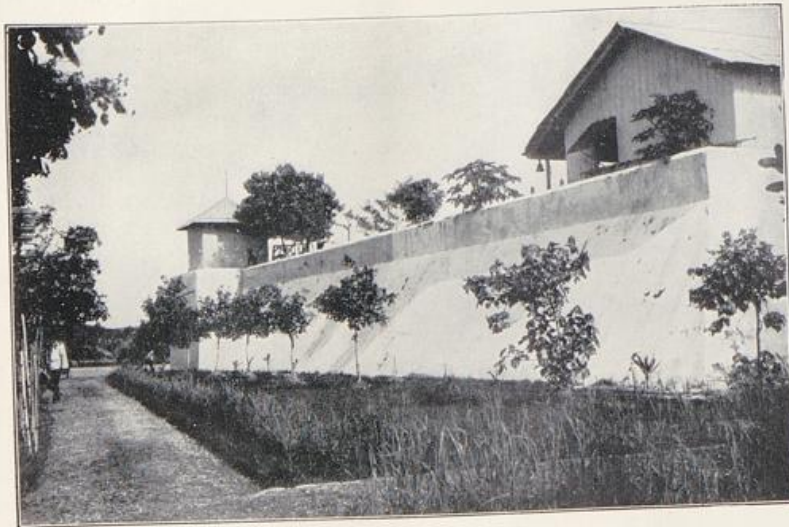
Spanien besetzte nunmehr das ihm zugesprochene Gebiet und hißte am 27. Juli 1886 in der Ascension-Bay auf Ponape die Flagge. Am 19. April des folgenden Jahres wurde mit dem Bau der Kolonie Santiago begonnen und die Insel Ponape formell unter spanisches Gesetz gestellt. Die Kosten des Koloniebaus sind sehr beträchtliche gewesen, da das

Material mit Ausschluß der Steine eingeführt werden mußte. Die Spanier trauten dem Frieden auf Ponape nicht recht und umgaben infolgedessen die ganze Ansiedlung mit einer schwer massiven Zementmauer, die mit Bastionen, Batterieständen und Wachttürmen versehen wurde. Diese Verteidigungsanlage war in diesem ausgedehnten, zahlreiche Besatzung bedingenden Umfange wenig vorteilhaft. Der Bau einer kleinen Zitadelle, die im Notfalle bezogen werden konnte, hätte die Verteidigung bedeutend vereinfacht und wäre jedenfalls weit weniger kostspielig gewesen. Eine solche kleinere Anlage, ähnlich den Bomas auf unseren afrikanischen Stationen, wurde auf Jap, der zweiten von den Spaniern besetzten Karolineninsel, geschaffen. Dieselbe hat einen bedeutend höheren Verteidigungswert. Auf die anderen Inseln wurde die Verwaltung nicht ausgedehnt, sondern nur dann und wann ein Kriegsschiff zu kurzem Besuche nach dort gesandt.

Mit dem spanischen Militär kamen auch Kapuzinerpatres, welche neben der Seelsorge für die zahlreiche weiße Besatzung der Kolonie eine Missionierung der Eingeborenen versuchten. Mit geringen Erfolgen, denn abgesehen von der natürlichen Abneigung der Ponapesen sowohl als der Japer gegen die Übernahme der neuen Religion, begegnete dieselbe dem passiven Widerstande der amerikanischen Missionare, die eine Benachteiligung ihrer Interessen fürchteten. Diese Besorgnis durfte sie aber nie und nimmer dazu verleiten, mit den Eingeborenen gemeinsame Sache gegen die Spanier zu machen. Wenn die Bostonmissionare trotzdem mit echt amerikanischer Rücksichtslosigkeit sich über die Empfindungen, welche die Rassegleichheit mit den Spaniern bei ihnen hätte erzeugen müssen, hinwegsetzten, so brauchten sie sich natürlich nicht zu wundern, wenn sie die letzteren dadurch aufs äußerste reizten, und mußten die Konsequenzen ihres Treibens tragen. Auf der anderen Seite soll aber auch keineswegs verkannt werden, daß die Spanier der neuen Kolonisationsarbeit auf den Karolinen nicht das richtige Verständnis entgegengebracht haben. Die wenig diplomatische Art, wie sie die Anerkennung ihrer Herrschaft



R. Decken phot. Die von den Spaniern erbaute Citadelle in Jap.



R. Deeken phot.

Die von den Spaniern erbaute Citadelle in Jap.

und ihres Wesens durchzusetzen suchten, mußte Widerstände hervorrufen. Die Beziehungen zwischen den Eingeborenen und den Bostonmissionaren sind bereits an anderer Stelle geschildert. Am 16. Juni 1887 wurde ihr Leiter zum Verlassen der Insel gezwungen und nach Manila gebracht. Vierzehn Tage später brach der Aufruhr los. Ein Detachement unter dem Fähnrich Martinez wurde auf der Insel Dschokadsch bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Das war das Signal zum allgemeinen Aufstand. Die Kolonie wurde gestürmt, der Gouverneur Posadillo mit 70 Verteidigern umgebracht. Nur wenigen war es geglückt, sich zu retten.

Die Spanier rüsteten gleich nach Eintreffen dieser Hiobsnachricht eine Strafexpedition aus, welche am 31. Oktober desselben Jahres eintraf. Der neue Gouverneur Senor Cardaro beging den ungeheuerlichen Fehler, eine allgemeine Amnestie zu verkünden, anstatt eine nachhaltige Bestrafung aller Schuldigen gewaltsam durchzuführen. Nachsicht und Milde werden von allen unzivilisierten Völkern stets als Schwäche ausgelegt und rufen bei ihnen jedes andere Gefühl hervor, nur nicht das der Anerkennung. Das sollte sich auch in Ponape zeigen. 1888 und 1889 herrschte ein Scheinfriede, da die Eingeborenen wohl nicht den Mut hatten, die erheblich verstärkte Garnison der Kolonie anzugreifen. Diese Zeit wurde fleißig zum Einschmuggeln amerikanischer Winchestergewehre und zum Auffüllen der gut versteckten Munitionsbestände verwendet. Am 25. Juni 1890 benutzten die Eingeborenen eine günstige Gelegenheit, Leutnant Porras mit 54 Soldaten hinterrücks zu überfallen, während dieselben bei Wegebauarbeiten in Oa an der Ostküste der Insel beschäftigt waren. Sämtliche 55 Spanier wurden massakriert. Es gelang aber den aufständigen Eingeborenen diesmal nicht, die Kolonie zu nehmen. Am 1. September trafen Entsatztruppen unter dem Obersten Gutierrez Soto von Manila ein. Jetzt geschah das, was schon 1887 als Vergeltung für die Niedermetzlung des Detachement Martinez hätte geschehen sollen. Es wurde eine durchgreifende Strafexpedition unternommen. Dieselbe ver-

lief sehr verlustreich für die Spanier, da diese den gewandten, ortskundigen, obendrein mit guten Hinterladern ausgerüsteten Eingeborenen in den undurchdringlichen Urwäldern Ponapes sehr unterlegen waren. Es wird selbst von den englischen und amerikanischen Schriftstellern anerkannt, daß die Spanier sich mit ausgezeichnete Bravour geschlagen haben. Am 12., 13. und 14. September wurde die Küste von Metalanim bombardiert und bei Tomun eine Truppenabteilung gelandet. Die Eingeborenen wichen dem Angriff aus und zogen sich ins Innere zurück. Ein daraufhin von der Kolonie aus unternommener Vorstoß in das urwaldbedeckte Gebirge der Landschaft U, wo sich die Eingeborenen festgesetzt hatten, brachte den Spaniern schwere Verluste, da jene es verstanden, ernstlichen Angriffen stets aus dem Wege zu gehen, dann aber die vom anstrengenden Urwaldmarsch ermüdeten Soldaten aus dem Hinterhalte überfielen, wobei ihnen die Nacht und die schweren Tropenschauer noch behülflich waren. Ziemlich resultatlos kehrte die Expedition wieder in die Kolonie zurück. Am 16. September wurde ein zweiter Angriff auf Metalanim unternommen. Die in Tolopuel am Metalanim-Hafen gelandeten Truppen zwangen nach heißem Kampfe, bei dem Oberst Goutierrez an der Spitze seiner Soldaten fiel, die Eingeborenen zum Rückzuge. Am 19. September gelang es, die neue Stellung derselben mit sehr schweren Opfern im Sturme zu nehmen. Die Ponapesen hatten bei diesen letzten Kämpfen größere Widerstandsfähigkeit gezeigt und dadurch schwere Verluste erlitten. Auch einer ihrer leitenden Führer, namens Chaulik, war gefallen. Eine Unterwerfung der Aufständigen erfolgte jedoch nicht.

Am 15. Oktober erschien die amerikanische Korvette „Alliance“ vor Ponape, um Entschädigung für die Bostonmissionare zu erzwingen, denen vom spanischen Gouverneur wegen heimlicher Begünstigung der Eingeborenen das Verlassen der Insel aufgegeben war. Das amerikanische Kriegsschiff nahm seine Landsleute nebst 70 000 Mark Schadenersatzgeld an Bord. Man kann den Spaniern diese Zwangsmaßregeln, wegen derer sie von amerikanischer

Seite scharf angegriffen wurden, nicht übelnehmen, besonders wenn berücksichtigt wird, daß die Bostonmissionare keineswegs aus dem Karolinenarchipel ausgewiesen wurden, sondern daß ihnen lediglich das Verweilen auf dem aufständigen Ponape untersagt war. Sie sind auch nicht nach Amerika gegangen, sondern haben sich bei ihren Landsleuten auf der ebenfalls spanischen Insel Kusaie niedergelassen. Jedenfalls wären die Amerikaner an Stelle der Spanier viel früher und in viel rücksichtsloserer Form vorgegangen.

Am 22. und 23. November fand ein schwerer, entscheidender Kampf bei Ketam im Distrikt Metalanim statt. Die Stellung der Ponapesen wurde von den Spaniern, von denen jeder dritte Mann fiel, gestürmt. Der offene Widerstand der Eingeborenen, die jetzt die moralische Unterstützung der Amerikaner entbehrten, war gebrochen. Die Spanier verabsäumten nun aber, Verstärkungen nach Ponape zu senden, um mit frischen Leuten die Ponapesen vollends zur Unterwerfung zu zwingen. Man begnügte sich mit dem bisher Erreichten und war zufrieden, daß die Kolonie von den Eingeborenen nicht weiter belästigt wurde. Die Sicherheit war aber nur eine sehr beschränkte, denn in den folgenden Jahren kam es wiederholt zu Überfällen auf kleinere spanische Patrouillen und zu Ermordungen einzelner Soldaten, die sich bei ihren Spaziergängen zu weit von der Kolonie entfernt hatten.

Im Jahre 1894 wurde von dem neuernannten Gouverneur Don José Pidal eine Friedenspolitik versucht, der sich die Eingeborenen anfänglich geneigt zeigten. Aber schon 1896 unter seinem Nachfolger Don Michel Velasco, der zwar dieselbe Politik fortgesetzt hatte, aber infolge der zunehmenden Unbotmäßigkeiten schließlich doch zur Verhaftung des mit den Amerikanern heimlich in Verbindung stehenden Häuptlings Henry Nanapei von Ronkiti schreiten mußte, fand ein neues blutiges Massakre der Weißen statt. Der spanisch-amerikanische Krieg schürte die Glut des Aufruhrs in besonders heftiger Weise, fühlten sich doch die Ponapesen schon halb und halb als „free American citizens“. Diese

von den Bostonmissionaren und den Eingeborenen gehegte Hoffnung ging nun aber trotz der unverantwortlichen Treibereien und der wahrhaft wenig christlichen Niedermetzelungen doch nicht in Erfüllung: Deutschland kaufte 1899 von Spanien seine mikronesischen Besitzungen für 25 Millionen Pesatas (rund 17 Millionen Mark). Nur die Marianen-Insel Guam fiel an Amerika. Die Spanier haben in den 12 Jahren, während welcher sie die Herrschaft auf den Karolinen ausübten, wenig Freude an diesem Besitze gehabt; er hatte ihnen schwere Verluste an Gut und Blut gebracht, so daß sie schließlich ganz froh waren, die Inseln mit allen Ehren an Deutschland verkaufen zu können.

Die Karolinen unter deutscher Verwaltung bis zum Aufstand (18. Oktober 1910).

Das von Deutschland neuerworbene Gebiet wurde dem bisher beim Gouvernement Neu-Guinea stationierten Dr. Hahl, der zum Vize-Gouverneur ernannt war, unterstellt. Derselbe nahm seinen Sitz in Ponape und richtete dort das Bezirksamt für die Ostkarolinen ein. Die Westkarolinen wurden vom Bezirksamtmanne Senft in Jap, und die Marianen vom Bezirksamtmanne Fritz auf Saipan verwaltet. Von diesen drei Beamten lebt nur noch Dr. Hahl, jetzt als Gouverneur des vereinigten Neu-Guinea-Schutzgebietes (Neu-Guinea, Bismarckarchipel, Karolinen, Marianen und Marshallinseln). Hoffentlich bleibt dieser hochverdiente Mann, der sich besonders der Förderung des Deutschtums und der weißen Ansiedlung angenommen hat, noch recht lange seinem verantwortungsreichen Posten erhalten. Die vieljährige, erfolgreiche Tätigkeit der beiden Amtmänner Fritz und Senft wurde leider durch einen frühzeitigen Tod beendet.

Der Übergang der spanischen Besitzungen in deutsche Hände brachte diesen große Veränderungen. Die bisherige Militärbesatzung, die in den letzten Jahren fast 800 Mann betragen hatte, verließ den Archipel. Statt ihrer übernahmen 48 in Makassar angeworbene Malayen, von denen 24 auf Ponape, je 12 auf Jap und Saipan stationiert wurden, den Sicherheitsdienst. Die abziehenden Spanier begriffen diese Tollkühnheit nicht. Dr. Hahl wurde in Ponape von seinem besorgten Vorgänger gewarnt und allen Ernstes aufgefordert, mit seinem Häuflein Malayen an Bord eines der spanischen Kriegsschiffe zu gehen, um mit ihm nach Manila

zu fahren und sich dort ausreichenden Militärschutz zu besorgen. Andernfalls würde er mit seinen Leuten in den nächsten Tagen nach Abfahrt des spanischen Militärs von den Eingeborenen zweifellos massakriert werden, so glaubten die Spanier. Es ist nicht nötig zu erwähnen, daß Dr. Hahl nicht mit ihnen fuhr. Zu diesem Entschlusse bedurfte er angesichts der blutigen Geschichte des letzten Jahrzehnts aber doch eines nicht geringen Maßes persönlichen Mutes und der Überzeugung auf das Gelingen der ihm durch die Verhältnisse aufgezwungenen Politik. Nicht minder als die inzwischen abgezogenen Spanier waren die Ponapesen selbst erstaunt. Die Furchtlosigkeit dieses ersten deutschen Beamten hat erwiesenermaßen einen ungeheuren Eindruck auf sie gemacht, dazu kam, daß Dr. Hahl es verstand, die Häuptlinge durch die Macht seiner imponierenden Persönlichkeit in Bann zu halten und sie durch eine richtige Behandlung so weit zu leiten, wie das bei der gegebenen, sehr schwierigen Lage möglich war. Die während der ersten Jahre erzielten, wenn auch bescheidenen Erfolge haben diese Politik vorübergehend gerechtfertigt. Sie war gar zu sehr eine persönliche; denn so außergewöhnlich umsichtige, willensstarke und politisch talentierte Männer wie Dr. Hahl sind unter unsern Kolonialbeamten ebenso selten wie in anderen Berufskreisen. Daß mit den Jahren die Zügel strammer angezogen werden mußten, und daß dann unter Umständen von dem ponapesischen Volke ernste Gefahren zu befürchten waren, diese Überzeugung hat Dr. Hahl ebenso sehr gehabt wie die anderen auf Ponape lebenden Weißen. Eine schlagfertige Kolonialtruppe oder die Stationierung eines besonderen Kreuzers wären aber in jenen Jahren, wo kolonialpolitisches Unverständnis noch in bedeutendem Umfange unter den Mitgliedern unseres Reichstages herrschte, von diesem nicht zu erhalten gewesen. So mußte man sich bescheiden, mit den Eingeborenen lavieren und nötigenfalls das Leben zum Opfer zu bringen.

Die Malayen haben sich als Polizeisoldaten nicht bewährt und sind späterhin in Ponape durch schwarze Eingeborene aus dem Bismarekarchipel, deren militärische



Decken phot.
Mannschaften der Karolinischen Polizeitruppe mit ihrem weißen Führer.



Deeken phot.

Mannschaften der Karolinischen Polizeitruppe mit ihrem weißen Führer.

Tüchtigkeit wiederholt in den Kämpfen gegen unbotmäßige Neu-Guineavölker erprobt war, ersetzt worden. In Jap traten Eingeborene dieser Insel an die Stelle der Malayen, wobei gleichzeitig die Truppe auf 32 Mann erhöht wurde. Die Lage in Ponape habe ich in meinem 1902 erschienenen Buche „Rauschende Palmen“ wie folgt geschildert, damals hoffend, daß meine Anregungen vielleicht mit Veranlassung sein würden, besonders die Ponape-Station mit stärkeren Machtmitteln auszustatten:

„Es ist alles gut gegangen bis jetzt. Das ist ausschließlich das Verdienst des deutschen Vizegouverneurs (jetzigen Gouverneurs von Neu-Guinea) Dr. Hahl, und fürwahr kein geringes Verdienst. Aber dieser Erfolg, so scheint mir, knüpft sich vornehmlich an die Persönlichkeit Dr. Hahls. Wer weiß, ob seine Nachfolger dasselbe Geschick, dieselbe glückliche Hand haben, und deswegen fürchte ich, daß man in dem teilweise wohlberechtigten Bestreben, die Verwaltung möglichst billig zu gestalten, vielleicht zu weit gegangen ist. Ein verständiges, vorsichtiges Regiment ist an Stelle der an blutigen Kämpfen überreichen spanischen Herrschaft getreten, aber Hinterlist ist dem größten Teil der Karolinier, besonders den Ponapesen, eingeboren, und die Amerikaner wetteifern mit japanischen Händlern im Einschmuggeln von Feuerwaffen. Der deutsche Südseekreuzer kommt auf seinen sehr ausgedehnten, anstrengenden Touren hin und wieder auch einmal nach den Karolinen, um zu sehen, ob die beiden deutschen Bezirksämter mit ihrem Häuflein javanischer Kulis, alias Schutztruppe, noch am Leben sind. Es ist bis jetzt ja alles gut abgelaufen. Man laviert, drückt bald diesem, bald jenem Häuptling die Hand, tut schön mit den amerikanischen Missionaren und setzt sich soviel als möglich auf die Ohren und schließt die Augen, um kleine Unbotmäßigkeiten, wie Verweigerung der Auslieferung wegelaufener Strafgefangener, Niederbrennen von Wohnungen weißer Ansiedler nicht zu bemerken, denn sonst wäre man ja gezwungen einzugreifen und — das kann man nicht mit nichts. Unsere Beamten da draußen auf Ponape sind in der Tat bemitleidenswert. Es ist ein Leben auf dem Pulver-

fasse. Nach allem, was ich gehört und gesehen habe, wird es mich nicht wundern, wenn eines schönen Tages die Nachricht nach Deutschland kommt: „Sie sind alle von den Eingeborenen erschlagen wie die jungen Katzen.“ Das wissen die da draußen aber auch ganz genau und sind sich voll und ganz bewußt, daß sie nicht etwa von der deutschen Regierung, sondern von der Laune der Eingeborenen abhängen. Die dauernde Stationierung eines Kreuzers in den mikronesischen Gewässern würde schon ein wesentlicher Schutz sein. Aber woher Kreuzer nehmen und nicht stehlen! Sollte wirklich auf den Karolinen etwas passieren, was Gott verhüten möge, so trifft die Schuld daran nicht die deutsche Regierung, sondern diejenigen Mitglieder unserer Volksvertretung, welche hartnäckig eine Vermehrung der uns so nötigen Kreuzer verweigern.“

Leider haben sich meine damaligen Befürchtungen durch die 8 Jahre später erfolgte Niedermetzlung unserer Beamten auf Ponape in trauriger Weise verwirklicht. —

Auf den anderen Karolineninseln lagen die Verhältnisse allerdings viel günstiger. Die Bewohner derselben waren gegen eine weiße Regierung keineswegs erbittert, denn die Spanier hatten sie bisher ganz sich selbst überlassen mit Ausnahme der Japer, die infolge ihres phlegmatischen Charakters sich freiwillig gefügt hatten. Die einzigen größeren Schwierigkeiten bestanden auf dem so dicht bewohnten Truk, das von beständigen Stammesfehden durchtobt war, und wo der Handel mit Feuerwaffen und Munition besonders blühte. Da hier ein baldiges Eingreifen nötig war, wurde schon 1901 mit Hilfe des Kreuzers „Cormoran“ gegen die Eingeborenen vorgegangen und ohne Blutvergießen erreicht, daß dieselben angeblich alle Feuerwaffen (sicherlich war es nur ein Teil derselben) ablieferten und Frieden unter einander zu halten versprachen. Die inneren Wirren führten nicht nur eine allmähliche Bevölkerungsabnahme herbei, sondern sie entzogen auch die Bewohner der Tätigkeit auf ihren kleinen Pflanzungen, so daß besonders die Kopraproduktion empfindliche Ausfälle aufwies.

Der Handel auf den Karolinen war überhaupt nur ein

recht bescheidener. Trotzdem für die erste Einrichtung der Verwaltung ein außergewöhnlich großer Bedarf an Einfuhrgütern gedeckt werden mußte, zeigt die Handelsstatistik für 1901 nur folgende Werte:

	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamthandel
Ostkarolinen	364 000	365 000	729 000
Westkarolinen	136 000	32 000	168 000

Der Handel der ganzen Karolinengruppe betrug damals also nur 897 000 Mark. Zu berücksichtigen ist allerdings, daß auf den Westkarolinen wegen der Zerstörungen durch die Blattlaus Kopra nicht gemacht werden konnte, und daß daher auch die Kaufkraft der Bevölkerung beschränkt war. Um zu verhindern, daß ausländische Konkurrenz den Handel an sich zöge, und um ihm möglichst bald das zu seiner Entwicklung nötige Kapital zuzuführen, entschloß sich die Kolonialverwaltung zu einer sehr weitgehenden Konzession auf den Ostkarolinen an die Hamburger Jaluit-Gesellschaft. Durch viele unliebsame Erfahrungen ist man heute allerdings zu einem sehr absprechenden Urteil über Kolonialkonzessionen im allgemeinen gelangt. Es hat sich gezeigt, daß diese, von Härten und Ungerechtigkeiten gegenüber den nichtkonzessionierten Unternehmungen abgesehen, allerdings unerwünschte Konkurrenz fernhalten, daß sie daneben aber auch gerade den für die Belebung eines gesunden Handels nötigen Wettbewerb unmöglich machen, sodaß schwere geschäftliche Stagnation und dadurch auch eine allgemeine Schädigung der Interessen des konzessionierten Gebietes die Folge ist. An den durch alte Konzessionen verursachten Krebschäden, zu denen die Politik Dernburgs leider noch einige neue hinzufügte, wird z. B. Südwestafrika noch lange krank. Auch Kamerun fühlt den Konzessionspfahl in seinem Fleische. In dem Karolinengebiet liegen jedoch die Verhältnisse anders. Rivalisierende australische und amerikanische Unternehmungen mit großen Kapitalien suchten das Geschäft auf den deutschen Inseln Mikronesiens an sich zu ziehen. Die Folge davon wäre gewesen, daß lediglich der ausländische, nicht der deutsche Handel von dem neuerworbenen Gebiete Nutzen gezogen hätte. An kleineren deutschen Handelsbetrieben auf

den Karolinen fehlte es zudem fast ganz. Die wenigen vorhandenen Firmen wären von ausländischen Kapitalgesellschaften schnell aufgesogen worden. Da außerdem das Konzessionsgebiet für eine Besetzung mit Landwirtschaft treibenden Ansiedlern überhaupt nicht in Betracht kommt, so war tatsächlich die Erteilung einer Konzession an die Jaluit-Gesellschaft das einzige Mittel, um die vom Reiche für die Erwerbung der Karolinen gemachten Ausgaben zu einigermaßen nutzbringenden zu gestalten.

Die Konzession, welche am 2. Juni 1901 erteilt wurde und bis 31. Dezember 1932 in Kraft bleibt, gibt der Jaluit-Gesellschaft das Recht, auf den Ostkarolinen Pflanzverträge mit den Eingeborenen abzuschließen in der Form, daß sie ihnen Arbeitsgerät, Kokosnüsse zum Pflanzen und unter Umständen Lebensmittel liefert, wofür die Eingeborenen sich verpflichten, demnächst die Kopra in Gegenrechnung an die Jaluit-Gesellschaft zu den ortsüblichen Preisen zu verkaufen. Da diese zur Hauptsache von der Gesellschaft gemacht werden, so ist ersichtlich, daß diese Verträge für die letztere große Vorteile bringen können, wengleich sie ja im Anfange große Vorschüsse zu machen hat. Es liegt aber in ihrem eigenen Interesse, die Preise so zu halten, daß die Eingeborenen nicht die Lust an diesem Geschäfte verlieren. Von der Konzession sind außer den Atollen Ant, Pakin und Greenwich, vor allem Ponape und Kusaie ausgenommen, da diese allein in späteren Jahrzehnten für Besiedlung- und Pflanzungszwecke möglicherweise dienen können. Erwähnt sei noch, daß wohlervorbene Rechte Dritter von der Konzession unberührt bleiben. Da die Jaluit-Gesellschaft ihre Hauptniederlassung auf den benachbarten Marshallinseln hat, und auf den Karolinen so wie so schon einige Stationen, vor allem aber eine Flotille kleiner Handelsschoner besaß, so konnte ohne größere Vorbereitungen das Konzessionsgebiet in Bearbeitung genommen werden. Für Überlassung desselben ist eine jährliche Abgabe von 6000 Mark zu zahlen. Dieselbe erhöht sich, sobald die gesamte Kopraausfuhr der Gesellschaft auf den Ostkarolinen 600 Tons übersteigt. Dann muß für jede weiteren 50 Tonnen 500 Mark Abgabe entrichtet werden. Da die Ein-

geborenen zahlreiche Verträge geschlossen und ziemlich fleißig Palmen gepflanzt haben, die nach und nach ins ertragsfähige Alter kommen, so wird sich mit den Jahren ein gutes Koprageschäft mit steigenden Einnahmen für die Verwaltung, die Jaluit-Gesellschaft und die Eingeborenen entwickeln. Nach der letzten Statistik (1909/1910) sind von den Ostkarolinern 770 Tonnen Kopra ausgeführt worden (gegen 338 Tonnen während des Jahres 1908/1909). Die Gesamtzahl der Kokospalmen beträgt heute rund 80 000.

Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß die Verwaltungen sowohl in Ponape wie in Jap eingehende Versuche unternommen haben, um die wirtschaftlichen Möglichkeiten des neuen Gebietes festzustellen. Bei beiden Bezirksämtern wurden Versuchsgärten mit zahlreichen tropischen Nutzpflanzen angelegt. Das Ergebnis war in vieler Hinsicht nicht sehr ermutigend, insofern als es sich herausstellte, daß die Böden für Kaffee-, Kakao- und Kautschukkulturen nicht gerade sehr geeignet sind, während neben der Kokospalme Manilahanf besonders gute Wachstumsbedingungen findet. So ist späteren Pflanzungsunternehmungen in anerkennungswerter Weise vorgearbeitet worden. Man hat ferner mit eingeführten Tieren Zuchtversuche angestellt. 1904 besaß das Bezirksamt Ponape 4 Stück Rindvieh; 37 Schafe, 36 Ziegen und 1 Zuchthengst. In demselben Jahre waren auf der Insel Ponape 3 Saipanhirsche, 11 Fasanen und 21 Wachteln aus Hongkong ausgesetzt worden.

So schwierig sich die Verwaltung der Ponapesen gestaltete, so willfährig zeigten sich die Japer. Über die dort ausgeführten Kulturarbeiten, die Wege, Dämme und Kanalbauten wurde eingehend schon an früherer Stelle gesprochen. Das auch nach außen hin zur Schau getragene, patriarchalische Verhältnis zwischen den Japern und ihrem Bezirksamtmanne Senft findet am besten seinen Ausdruck darin, daß dieser von den Eingeborenen den Namen „Aite mangin in buga“ (großer Vater) erhielt. Solche Benennungen sind ja nun keineswegs unbedingt als Ausflüsse der Überzeugung und Ergebenheit anzusehen, es ist vielmehr meistens eine tüchtige Portion Schmeichelei und Heuchelei damit ver-

knüpft, sodaß gegenüber diesen auszeichnenden Titulaturen eine gewisse Skepsis wohl angebracht ist. Auf Jap indessen soll diese Bezeichnung des Amtmannes aus ehrlicher Überzeugung heraus erfolgt sein.

Was eigentlich nicht besonders erwähnt zu werden brauchte, sondern selbstverständlich sein sollte, ist das vorzüglich gute Einvernehmen zwischen der weißen Bevölkerung und den Beamten. So weist beispielsweise im Jahre 1902 das Strafregister der Weißen im Bezirk der Ostkarolinen nur einen Strafbefehl auf. Dieses erfreuliche Verhältnis zwischen Regierten und Regierung sollte vorbildlich sein für unsere anderen Kolonien, in denen dasselbe oft jahrelang durch schier unüberbrückbare Gegensätze getrübt wurde. Man denke nur an den Unfrieden in Ostafrika und Samoa und die zahlreichen hieraus resultierenden politischen Prozesse mit ihren hohen Geld- und Gefängnisstrafen!

Weniger zufrieden mit der deutschen Herrschaft sind allerdings wohl die japanischen Bewohner der Karolinen gewesen, denn diese wurden bis auf einige wenige, zuverlässiger erscheinende Kaufleute sämtlich zum Verlassen der Inseln genötigt, da sie trotz Verbots der Regierung den Schmuggel und Handel mit Feuerwaffen weiterbetrieben hatten. —

Der Waffenabgabe waren auf Truck keine ernstlichen Widerstände entgegengesetzt worden. Anders lagen die Verhältnisse auf Pönape. Hier konnte man erst im Jahre 1904 daran denken, die erste Aufforderung zur Ablieferung der Gewehre ergehen zu lassen, der nur in sehr beschränktem Umfange entsprochen wurde. Da ein Zwang nicht ausgeübt werden konnte, so wurde versucht, die Eingeborenen von dem Vorteile der Waffenabgabe für ihr eigenes Interesse zu überzeugen. 1905 konnten gute Fortschritte in derselben gemeldet werden, aber von einer allgemeinen Entwaffnung war man doch noch recht weit entfernt. —

Von den schweren Taifunen, welche die Karolinen heimsuchten, ist bereits berichtet. Die wirtschaftliche Entwicklung erlitt durch dieselben einen Rückschlag, der umso empfindlicher war, als die Blattlauspest auf den westlichen Inseln weiterwütete. Der durch die Taifune angerichtete Schaden wird

auf rund eine Million Mark geschätzt. Häuser wurden umgerissen oder ihrer Dächer beraubt, die Schiffe auf die Riffe geschleudert, wo sie zerschellten, die Kulturen besonders der Kokospalmen verwüstet. Die deutsche Regierung verlor ihre Schiffe. Der kleine Dampfer „Fliege“ ging gänzlich zu Grunde, während der neu eingetroffene Motorschooner „Ponape“ sank, jedoch wieder gehoben werden konnte. Ein späterer Taifun vernichtete aber auch ihn vollständig. Die Ausübung der Verwaltung auf den kleineren Inseln erlitt dadurch eine Unterbrechung.

1907 wurden auf Ponape die ersten Schritte unternommen, das jegliche Kulturentwicklung hindernde Lehnsregiment der Häuptlinge abzulösen. Der inzwischen zum Gouverneur von Neu-Guinea ernannte Dr. Hahl besuchte zu diesem Zwecke sein altes Amtsgebiet. Es wurden Vorschläge zur allmählichen Ablösung der Lehen gemacht mit dem Erfolge, daß die Häuptlinge sich schriftlich verpflichteten, in Zukunft die Lehen nicht mehr zu entziehen. Man begnügte sich vorläufig hiermit, um keine zu großen Widerstände hervorzurufen, da es sich hier um einen zwar unabweisbaren, aber sehr schweren Eingriff in die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen handelte. —

Um die Macht und den Einfluß der deutschen Regierung auf Ponape allmählich weiter auszudehnen, war es nötig, die Insel durch Wege zu erschließen, denn im Konfliktsfalle gab es sonst keine Möglichkeit den Eingeborenen beizukommen. Das hatten die langen Kämpfe der Spanier gezeigt. Ehe es aber auch nur dazu kam, den Wegebau ernstlich in Angriff zu nehmen, entstanden Gärungen unter den Ponapesen, denen die Regierung keine Machtmittel entgegenstellen konnte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als mit den Eingeborenen solange zu verhandeln, bis am 2. September 1908 der „Condor“ und einige Tage später ein Transportschiff mit 100 schwarzen Polizeisoldaten eintraf. Die Ponapesen gaben gegenüber diesen militärischen Demonstrationen ihren Widerstand auf. Die Landschaften Kiti, Metalanim und U., später auch Not, nahmen die folgenden Vorschläge des Bezirksamts zur Ablösung der Lehen an:

Deeken, Die Karolinen.

8

1. Die bisherigen Lehnsgüter werden freies Eigentum der Besitzer; jede Tributzahlung hat aufzuhören.
2. Die seitherigen Lehnsträger, das sind alle arbeitsfähigen Männer vom 16. bis 45. Lebensjahre mit Ausnahme der früheren Lehnsherren, arbeiten als Entgelt für die Lehnsbefreiung jährlich 15 Tage unentgeltlich für das Bezirksamt.
3. Von diesen Arbeitstagen in Geld ausgedrückt und unter Zugrundlegung eines Tagelohns von 1 Mark erhalten die seitherigen Lehnsherren die Hälfte als Entschädigung für ihren Verzicht auf die Lehnsheerheit und den Tribut. —

Ein Beispiel: Die Landschaft Kiti mit 220 Lehnsträgern hat im Jahre 220 mal 15 = 3300 Arbeitstage zu leisten. Der Geldwert ist 3300 Mark, wovon die Hälfte unter Beobachtung der herkömmlichen Rechte der verschiedenen Lehnsherren nach Übereinkunft wie folgt verteilt wird:

Es erhält der Nan Maraki 1000 Mark.

In den Rest von 650 Mark teilen sich die folgenden sechs Lehnsherren: der Uajai, der Tauk, der Noy, der Joun Kiti, der Naneken und der Naleim.

Auf Grund dieser Vereinbarung wurde nunmehr mit der Parzellenvermessung begonnen. Auch die Wegebauten konnten gefördert werden, da der Regierung jetzt größere Arbeitskräfte zur Verfügung standen.

Mit den Bewohnern der Landschaft Dschokadsch war es indessen nicht möglich gewesen, zu einem praktischen Erfolge in der Lehnsablösung zu kommen. Wenn auch die Bewohner schließlich, dem Beispiel der anderen Landschaften folgend, der Regierung allerhand Versprechungen machten, so gelangten diese doch nicht zur Ausführung, auch nicht als 1908 der Kreuzer „Jaguar“ vor Ponape erschien, um der Verwaltung den Rücken zu stärken. Das Beispiel der Dschokadsch wirkte natürlich auch auf die anderen Eingeborenen ungünstig, sodaß 1910 amtlich berichtet werden mußte, die Ablösung der Lehnherrschaft habe im Vorjahre nur langsame Fortschritte gemacht. Die Ruhe blieb jedoch gewahrt, ja es hatte sogar später den Anschein, als wenn die Eingeborenen

nun doch langsam mürbe geworden seien, und man hielt die Zurückbeförderung eines großen Teils der schwarzen Polizeitruppe, die im Bismarckarchipel benötigt wurde, für unbedenklich. Es blieben nur mehr 50 melanesische Polizeisoldaten in Ponape. Die Lage war aber nicht so befriedigend, wie sie den Anschein hatte; denn bald darauf machte sich neue Unzufriedenheit und Erregung bemerkbar, was sich in einer Reihe von Anzeichen äußerte. Leider wurden diese in ihrer Bedeutung von dem Bezirksamtman, Regierungsrat Böder, nicht richtig erkannt, wie das der Bericht des stellvertretenden Gouverneurs besonders bemerkt. Nun, zu verwundern ist dieser Mangel an Erkenntnis des bewährten, aber vollständig fremden Verhältnissen gegenübergestellten Beamten nicht, da er erst vor kurzem von Afrika in die Südsee versetzt worden war. — Die Umtriebe der Dschokadsch gipfelten in einer heimlichen Verschwörung, die am 30. Mai 1910 stattfand und einen Überfall auf alle weißen Ansiedler zum Ziele hatte. Dies ist ein Beweis, daß der spätere Aufstand keineswegs ausschließlich gegen die Person Böders, sondern ebenso sehr gegen die Verwaltung wie überhaupt gegen die Weißen im allgemeinen gerichtet war. Der Anschlag der Dschokadsch kam damals noch nicht zur Ausführung, was zur Folge hatte, daß man die Gerüchte über ihn nicht für ernst nahm.

Juli 1910 ging das ostasiatische Kreuzgeschwader in Ponape vor Anker. Man glaubte, daß diese Demonstration so großer Schiffe einen nachhaltigen Eindruck auf die Ponapesen machen würde. Das ist nicht der Fall gewesen, wie die späteren Vorgänge zeigten. Zwar hatten die Dschokadsch jeden Widerstand gegen die Aufhebung des Lehnswesens und die damit verknüpfte Wegearbeit aufgegeben und nahmen die Vorschläge des energisch vorgehenden Bezirksamtman Böder an, sicherlich aber nur mit großem Widerstreben und mit der heimlichen Absicht, bei der nächsten Gelegenheit die ihnen lästig werdende deutsche Herrschaft abzuschütteln. — Da alle Eingeborenen Ponapes mit Ausnahme der Dschokadsch die im vergangenen Jahre fällig gewesenenen Wegearbeiten geleistet hatten, so durfte den letzteren unmöglich

als Belohnung für ihren andauernden Widerstand die noch rückständige Wegearbeit des Jahres 1909 erlassen werden. Sie erklärten sich auch mit dem Nachholen dieser Arbeit einverstanden, sodaß sie 1910 die doppelte Leistung zu erfüllen, also vier Wochen anstatt zwei wie die anderen Stämme, zu arbeiten hatten. Die Überlegung, daß sie daran ja selbst Schuld waren durch ihre Weigerung während des Jahres 1909, ist den Dschokadschleuten nach richtiger Eingeborenenart wohl kaum gekommen, sondern sie haben die ihnen durch den Wegebau auferlegte Last doppelt hart empfunden. Zweifellos hat ein psychologisches Moment ihre Verbitterung noch erhöht. Der von ihnen tatsächlich begonnene Wegebau eröffnete ihr bis dahin noch wenig erschlossenes Land, das mit Vorliebe als Zufluchtsstätte unzufriedener Elemente auch der anderer Stämme diente. Die fortschreitenden Arbeiten waren ein Symbol des Wegfalles ihrer alten Freiheit! —

Mit erheblich geringeren Schwierigkeiten ging die Ablösung des Lehnswesens auf Truk, wo es in ähnlicher Weise wie auf Ponape bestand, vor sich. Hier traten die Eingeborenen mit weniger Mißtrauen an die Regierungsvorschläge heran, und es gelang, sie von den Vorteilen derselben sowohl für die Lehnsherren wie namentlich für die Lehns-träger zu überzeugen. Bei der großen Bevölkerung Truks bedeutete dieser widerstandslose Übergang zu geordneten Eigentums- und Wirtschaftsverhältnissen einen großen Fortschritt, dessen Wirkungen nach Verlauf einiger Jahre durch erhöhte Kopraausfuhr in die Erscheinung treten werden. —

Auch auf den anderen Inseln konnte die deutsche Verwaltung ihren Einfluß mehr und mehr befestigen, sodaß am Ende des ersten Jahrzehnts deutscher Herrschaft Ordnung und Sicherheit gewährleistet waren. Nur auf dem blutdurchtränkten Ponape glimmte ein Feuerbrand, der sich noch unter einer dünnen Schlackendecke verborgen hielt, jedoch durch die geringste Veranlassung zur lodernden Flamme des Auf-ruhrs angefacht werden konnte. Wie nahe den auf Ponape lebenden Weißen das Verhängnis war, ahnte im Herbst 1910 wohl kaum einer von ihnen. — — —

Der Aufstand in Ponape.

Es war am 17. Oktober 1910.¹⁾ Der Wegebau auf der der Landschaft Dschokadsch vorgelagerten Insel gleichen Namens hatte in letzter Zeit leidliche Fortschritte gemacht. Die Arbeit wurde zeitweilig von den Eingeborenen gegen Bezahlung, zeitweilig auch als Pflichtarbeit zur Lehnsablösung verrichtet. Die Aufsicht wurde von Angestellten des Bezirksamts ausgeübt. Es waren an diesem Tage tätig: der Bureauassistent Hollborn und der Halbweiße Villazon; außerdem noch der mit dem letzten Postdampfer eingetroffene Wegebauaufseher Häfner, der Hollborn später ersetzen sollte. In letzter Zeit hatte man noch den Eingeborenen Jomatau en Jekoy als bezahlten Unteraufseher angestellt, um ihn für die Regierung zu gewinnen, da er sehr großen Einfluß auf seine Landsleute ausübte, welche ihren eigentlichen Oberhäuptling, den Uajai, seiner Jugend und Beschränktheit wegen nicht achteten. —

Die Eingeborenen waren zwar mit der Dauer der Arbeitszeit nicht recht zufrieden, ernstliche Klagen und Beschwerden waren indessen nicht erhoben worden. An dem erwähnten Tage sah sich der Aufseher Hollborn, dessen Behandlung der Eingeborenen nach dem Zeugnis des in der Nähe der Baustelle wohnenden Paters Gebhard eine durchaus sachgemäße war, genötigt, einen der Arbeiter wegen gar zu großer Faulheit zur Anzeige zu bringen, worauf dieser vom Bezirksamtmann, Regierungsrat Böder, zu zehn Stockschlägen verurteilt wurde.

¹⁾ Nach dem ausführlichen Berichte des Regierungsarztes Dr. Girschner.

Am nächsten Morgen war der Aufstand ausgebrochen. Die Leute hatten die Arbeit niedergelegt, bedrohten Hollborn und zwangen ihn und Häfner, sich in die nahe gelegene Mission zu flüchten. Hier wurden sie mit dem Pater Gebhard zusammen seit dem Morgen belagert. Einen Angriff unternahmen die Eingeborenen nicht. Ein Zettel, der nicht zur Abendung gekommen ist, schildert die Situation folgendermaßen:

„Bitte um sofortigen militärischen Schutz, da heute Morgen Arbeitsniederlegung erfolgte und die Leute sich mit Messern bewaffneten (auch Gewehren). Wir befinden uns in der katholischen Mission und werden von allen Seiten belagert. Gefahr im Verzuge: Jekoy (Dschokadsch) 18. Oktober, mittags 11,45. Häfner. H. (Hollborn).“

Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr drang die Kunde von den Vorgängen in die Kolonie. Regierungsrat Böder wurde davon in Kenntnis gesetzt, lehnte aber das dringende Anbieten des Polizeimeisters Kammerich, Polizeisoldaten mitzunehmen, wiederholt ab und fuhr mit dem telephonisch benachrichtigten Sekretär Brauckmann zusammen mit zwei Dienern und fünf Mann Bootsbesatzung an die Landungsstelle von Dschokadsch, die dicht bei der katholischen Mission liegt. Fast gleichzeitig mit ihm traf auch der Pater Superior der Kapuzinermission dort ein. Alle Anwesenden machten den Bezirksamtman darauf aufmerksam, daß die Eingeborenen mit Gewehren bewaffnet seien und daß dringende Gefahr vorläge. Er hielt es aber für seine Pflicht, seinen Weg fortzusetzen, gefolgt vom Sekretär Brauckmann und den beiden Dienern. Er hatte kaum 200 Meter zurückgelegt, als die Eingeborenen feuerten und ihn durch zwei Bauchschüsse niederstreckten. Er wurde dann von dem eben erwähnten Jomatau durch einen Schuß in den Kopf getötet. Dann sind die Aufständischen über den Leichnam hergefallen und haben ihn mit ihren Messern zermetzelt. Der Sekretär Brauckmann floh zurück, um das Boot zu erreichen. Er wurde dreimal angeschossen und dann im Wasser durch Messerhiebe umgebracht. Die beiden Diener entflohen ins Dickicht und entkamen.

Als man in der Mission die Schüsse hörte, versuchte der Pater Superior aus dem Hause herauszukommen, wurde aber sofort von einem Eingeborenen bedroht, der auf ihn anlegte. Der Schuß versagte aber wunderbarerweise zweimal, und eingeborenen Frauen, die sich vor ihn warfen, sowie treugebliebenen Männern gelang es, die beiden Missionare zu retten, indem man sie in die Kirche brachte und dort gegen die Aufständischen schützte. Diese waren inzwischen auf Hollborn und Häfner losgestürzt, die in das Boot flüchten wollten. Hollborn, der sich mit seinem Revolver zu verteidigen versuchte, wurde durch einen Messerhieb getötet, Häfner erschossen. Die Bootsbesatzung, die ausgeharrt hatte, um die Europäer zu retten, wurde teils erschossen, teils erschlagen. Einem gelang es zu entkommen.

Kurz nach diesen Ereignissen drang die Kunde hiervon durch herbeigeeilte Frauen in die Kolonie, doch schenkte man dem anscheinend übertriebenen Gerede zunächst keinen rechten Glauben. Da es aber von allen Seiten bestätigt wurde, so blieb schließlich kaum noch ein Zweifel übrig, daß auf Dschokadsch Unheilvolles sich ereignet habe, doch bestand über die Einzelheiten noch Ungewißheit. Der Regierungsarzt Dr. Girschner beschloß daher, sofort an Ort und Stelle zu fahren und setzte sich in ein Fahrzeug, begleitet von seiner mutigen Frau, die ihren Mann nicht allein fahren lassen wollte. Schon sah er das Regierungsboot mit der Flagge einige Hundert Meter vor sich liegen und befahl, darauf loszusteuern, als er auf zwei Kanoes aufmerksam wurde, die weiter vom Lande fort lagen, und deren Insassen lebhaft winkten. Es waren die beiden Patres, die soeben dem Tode entronnen waren. Diese teilten dem herangefahrenen Dr. Girschner mit, daß alles vorbei sei, und die ganze Bevölkerung sich in furchtbarer Aufregung befinde. Da bei dem außerordentlich leidenschaftlichen Charakter der Eingeborenen nichts zu machen war, so begab sich Dr. Girschner in die Kolonie zurück.

Hier herrschte naturgemäß große Bestürzung und Verwirrung, Frau Regierungsrat Böder fragte verzweifelt nach ihrem Manne und bat flehentlichst um Maßnahmen zu seiner

Rettung, bis sie allmählich von den Patres die ganze Schwere des Unglücks beigebracht erhielt. Nur mit Mühe konnte sie dazu bewogen werden, mit ihren kleinen Kindern die 600 Meter von der Kolonie entfernte Wohnung aufzugeben und die Nacht dort zu verbringen. —

Die Lage war außerordentlich kritisch. Außer dem Regierungsarzte, dem Polizeimeister Kammerich und dem Landmesser Dulk waren alle Beamten ermordet. Es waren nur 50 Polizeisoldaten vorhanden; eine vollständig ungenügende Zahl, um mit ihr und der Handvoll weißer Ansiedler, die zwei Kilometer lange Befestigungsmauer zu besetzen, die oben drein an manchen Stellen niedergerissen oder eingefallen war. Das Vorgelände, welches die Spanier zur Vorsicht glatt rasiert gehalten hatten, war stark verwachsen und stellenweise sogar bebaut, so daß den Aufständischen ein gedecktes Heranschleichen keine Schwierigkeiten machte. Außer der Bewaffnung für die Polizeitruppe waren noch 100 Karabiner mit der nötigen Munition vorhanden.

Glücklicherweise ist Dr. Girschner so ein richtiger, alter, erfahrener Südseemann, der schon seit einem Jahrzehnt in Ponape wohnt und die Situation überschaut. Er hat in der Eile Not ein militärisches Organisationstalent entwickelt, das einem Berufssoldaten alle Ehre gemacht haben würde. Er beschloß sofort die noch treu gebliebenen Eingeborenen zur Verteidigung der Kolonie heranzuziehen und schickte noch in der Nacht deswegen an alle Häuptlinge Briefe mit dem Geheiß, mit allen waffenfähigen Männern in die Kolonie zu eilen und ihn zu unterstützen. Alle folgten dieser Aufforderung unverzüglich. Noch in derselben Nacht kamen Kanoes von der Landschaft Metalanim und U.; das entferntere Kiti, wo die Boten erst am nächsten Tage eingetroffen waren, folgte später. Erfreulicherweise schloß sich auch die Landschaft Not nicht aus, trotzdem seine Bewohner durch enge Familienbande mit dem aufständischen Stamme vereinigt sind und mit diesem zusammen in früherer Zeit die anderen Landschaften bekämpft hatte.

Der Entschluß Dr. Girschners war gewagt. Er hätte ja ebenso gut sich den Feind in die eigenen Mauern holen

können! Zu diesem Entschlusse gehörte viel Mut und viel Kenntnis der Psyche unserer Südsee-Eingeborenen. Dr. Girschner war ein guter Psychologe! Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Er selbst aber ist bescheiden genug, den Erfolg in der Hauptsache der Einwirkung der katholischen Mission zuzuschreiben, deren Superior ihm mit Rat und Tat zur Seite gestanden habe. Nicht minderes Lob spendet er aber auch der deutschen protestantischen Mission, deren Einfluß auf die Eingeborenen zwar nicht so bedeutend ist. Ihr Leiter, der Missionar Hagenschmid, eilte, unter Zurücklassung seiner Frau in Metalanim, wo dieselbe von treuen Eingeborenen geschützt in Sicherheit war, zur Kolonie. Hier ermahnte er seine eingeborenen Zöglinge in seinen Predigten zur Treue und Ausdauer, leitete Befestigungsarbeiten und ging allnächtlich mit der Flinte auf Wache. Dieses Zusammenhalten beider Missionen mit der Regierung berührt äußerst sympathisch. Hier zeigte es sich, wie ungeheuer wichtig es ist, wenn die Missionen in einer Kolonie derselben Nationalität angehören, wie die Regierung. Wie würden sich wohl die Boston-Missionare in dieser Situation verhalten haben?! Wie sie es zur spanischen Zeit getrieben haben, darauf wurde im Vorstehenden hingewiesen.

Mit den vorhandenen Karabinern wurden nun zunächst die wenigen weißen Ansiedler, sodann die in der Kolonie arbeitenden Manilaleute, Truk- und Mortlock-Insulaner ausgerüstet. Die dann noch vorhandenen Gewehre wurden unter die ponapesischen Hilfsmannschaften verteilt, von denen jeder 15. Mann eins erhalten konnte. Die anderen wurden mit langen Haumessern versehen. Die Jaluitstation auf der vorgelagerten Insel Langar, deren Lage auch sehr gefährdet war, wurde ebenfalls mit einigen Karabinern versehen.

Zu Anfang herrschte nun zwar noch ziemlicher Kleinmut, da die mit den Verhältnissen nicht so bekannten Europäer den eingeborenen Hilfstruppen wenig Vertrauen entgegenbrachten. Dr. Girschner wurde schriftlich und mündlich bestürmt, die Kolonie aufzugeben und mit den Soldaten nach Langar zu ziehen. Er ließ sich aber in seinen einmal gefaßten Entschlüssen nicht beeinflussen, und es gelang ihm

auch bald, allen Vertrauen und Zuversicht einzuflößen. Es wurde fleißig an den Befestigungen gearbeitet, Stacheldraht gezogen und die nächste Umgebung geklärt. Die Eingeborenen jeder Landschaft erhielten einen von ihnen selbst gestellten Anführer und bestimmte Plätze, die sie unter keinen Umständen verlassen durften. Abends zogen sämtliche Verteidiger auf Wache, die mit Schußwaffen ausgerüsteten wurden um Mitternacht abgelöst, die Messerreserven lagen etwas weiter zurück in kleinen Regenschutzhütten. Gute Dienste taten auch in einiger Entfernung aufgestellte, abgeblendete Laternen.

Ein Angriff auf die Kolonie war nur nachts zu befürchten. Die Aufständischen haben einen solchen nicht gewagt, da sie keine Gelegenheit fanden, die obendrein numerisch überlegenen Verteidiger zu überrumpeln. Die Zahl der ersteren betrug etwa 200—250 Mann, die der letzteren mehr als das Doppelte. In der ersten Nacht hatten die Aufständischen das Haus des Bezirksamtmanns nach Schußwaffen durchsucht und wurden auch noch am Morgen des 19. Oktober dort gesehen. Dann aber beschränkten sie sich hauptsächlich auf nächtliches Umschleichen der Verteidigungsstellungen. Gezündet wurde auf Heranschleichende fast jede Nacht. Wahrscheinlich haben die Aufständischen damit gerechnet, daß ihre Landsleute von den anderen Stämmen die Sache der Regierung mit der Zeit aufgeben und sich ihnen anschließen würden. An Versuchen, sie umzustimmen, werden sie es wohl nicht haben fehlen lassen. Vielleicht auch hofften sie auf ein Aushungern der Belagerten. Glücklicherweise jedoch besaß die Jaluitstation reichlichen Proviant, ferner konnten einige Zufuhren von Schweinen und Yams auf dem Wasserwege erfolgen. Schwierig war natürlich die Verpflegung der Besatzung immerhin.

Schon am ersten Tage nach der Ermordung der Beamten gebärdeten sich die Aufständischen als die Überlegenen. Sie sandten eine Botin mit der Forderung, ihnen sämtliche Schußwaffen nebst Munition zu übergeben, dann sollte weder der Kolonie noch sonst einem etwas widerfahren. Dr. Girschner lehnte diese Forderung natürlich ab und ver-

langte seinerseits die Auslieferung aller Schuldigen, aller Schießwaffen und der Leichen. Letztere wurden übrigens am Mittage desselben Tages in der See treibend aufgefunden und konnten auf dem Friedhofe der Kolonie begraben werden.

Am 20. Oktober sandten die Aufständischen eine neue Botschaft, nämlich ein von dem Halbweißen Villazon, der beim Wegebau als Regierungsaufseher angestellt gewesen war, verfaßtes Schreiben. Er war mit sämtlichen Arbeitern verschont worden und ersuchte Dr. Girschner im Auftrage der Häuptlinge, ihnen alle Waffen auszuliefern, widrigenfalls die Weißen es ausnahmslos mit ihrem Blute bezahlen müßten. Dieses Schreiben erhielt keine Antwort. Am darauffolgenden Tage traf Villazon mit den Arbeitern in der Kolonie ein. Man hatte sie, nachdem der erste Blutrausch verfliegen war, zwar gefangen gehalten, aber sonst gut behandelt.

Da Dr. Girschner durch die Patres und andere Augenzeugen wußte, daß eine ganze Anzahl Dschokadschleute an den Verbrechen unbeteiligt war, so richtete er nochmals ein Schreiben an sie, in dem er die Unschuldigen, sowie die Frauen und Kinder ersuchte, in die Kolonie zu kommen. Er erhielt darauf die Antwort: „Sie priesen seine Güte, fürchteten ihn aber, da sie zu tief in arge Sünde geraten wären, und könnten deswegen nicht kommen.“ Der Oberhäuptling richtete noch ein besonderes Schreiben an Dr. Girschner. In diesem gab er als Gründe des Aufruhrs harte Behandlung bei den Wegearbeiten und die Bestrafung eines seiner Leute an. Da Dr. Girschner sah, daß Verhandlungen zwecklos seien, brach er sie ab. Auch die versammelten regierungstreuen Häuptlinge, die gemeinsam ein Schreiben an den Uajai gerichtet hatten, um ihn, von dem man wußte, daß er nur aus Schwachheit sich seinen Leuten gefügt hatte, zu ersuchen, sich unverzüglich in die Kolonie zu begeben, hatten keinen Erfolg gehabt.

Wenn auch der Gegner einen offenen Angriff auf die Kolonie scheinbar nicht wagte, so war die Lage der Eingeschlossenen doch keineswegs unbedenklich, denn sie mußten sich stets auf einen nächtlichen Überfall gefaßt machen, und schließlich gehörte es am Ende aller Ende doch auch nicht zu

den Unmöglichkeiten, daß sich ein Teil der treuen Eingeborenen von den Aufrührern doch noch hätte beeinflussen lassen und zum mindesten unter irgend welchen Vorwänden abgezogen wäre. Ein Kabel besitzt Ponape nicht, auch keine drahtlose Verbindung, so daß 38 Tage vergingen, bis die Kolonie sich mit der Außenwelt in Verbindung setzen konnte. Am 26. November traf der fahrplanmäßige Postdampfer „Germania“ der Jaluit-Gesellschaft vor Ponape ein und fuhr, nachdem der Kapitän von der bedrängten Lage Kenntnis erlangte, unverzüglich mit größtmöglicher Geschwindigkeit nach Rabaul, um Hilfe herbeizuholen.

Was an schwarzen Polizeisoldaten verfügbar war, wurde sofort eingeschifft, im Ganzen nur 68 Mann, da ein großer Teil der Truppe auf Expeditionen gesandt und im Augenblick nicht erreichbar war. Glücklicherweise waren der Kreuzer „Cormoran“ und das Vermessungsschiff „Planet“ im Neu-Guinea-Bezirk, so daß Nachrichten an sie gelangen konnten. Der stellvertretende Gouverneur von Neu-Guinea schiffte sich, nachdem er die erforderlichen Anordnungen für das eilige Nachkommen der Kriegsschiffe und der anderen Polizeisoldaten, soweit sie entbehrt werden konnten, getroffen hatte, auf der „Germania“ ein. Am 5. Dezember war diese erste Einsatztruppe in Ponape, von den Belagerten mit dankbarer Freude begrüßt. Am 13. Dezember traf der Dampfer „Siar“ mit dem 2. Transport Polizeisoldaten ein, im ganzen allerdings nur 70 Mann. Da aber jetzt alles in allem 188 schwarze Polizeisoldaten zur Verfügung standen, so bedurfte man des Schutzes der ponapesischen Hilfsmannschaften nicht mehr und konnte diese in ihre Heimat entlassen. Man muß ihnen sehr dankbar sein, denn nur durch ihre Unterstützung war es möglich gewesen, die Kolonie zu halten und das Leben der Weißen zu retten. Es war aber auch alles, man könnte fast sagen, in reichlichem Maße, geschehen, um den Eingeborenen auch äußerlich Anerkennung zu bezeigen. Ein Teil der Häuptlinge hatte im Hause Dr. Girschners Wohnung erhalten und speiste an seinem Tische! Das hatte natürlich auch den großen Vorteil, daß die Häuptlinge hier am ehesten etwaiger Beeinflussung durch Abge-

sandte der Aufständischen entzogen waren. Die mutige Entschlossenheit Dr. Girschners, seine Geschicklichkeit in der Behandlung der Eingeborenen, seine nicht ermüdende Tatkraft können nicht genug hervorgehoben werden: Sie sind über alles Lob erhaben!

An irgend welche Unternehmungen gegen den Gegner konnte zunächst natürlich nicht gedacht werden. Zu einer vollständigen Niederwerfung desselben würden sie nie und nimmer geführt, ein auch nur geringfügiger Mißerfolg dagegen würde das Ansehen der deutschen Regierung schwer gefährdet haben, ja, er hätte unter Umständen ein Weiterverbreiten des Aufstandes zur Folge haben können. Bei dem Wankelmut des ponapesischen Charakters war das sogar wahrscheinlich, denn man darf nicht übersehen, daß es wohl nur zum allergeringsten Teil Anhänglichkeit, sondern fast ausschließlich die Furcht vor den Machtmitteln des Deutschen Reiches war, welche die Eingeborenen zu ihrer loyalen Betätigung veranlaßt hatte.

*) Am 19. Dezember lief das erste deutsche Kriegsschiff, der „Cormoran“, im Langar-Hafen ein. Aus den vorerwähnten Gründen wurde aber auch jetzt noch nicht zu einem ernstesten Angriffe auf die feindlichen Stellungen vorgegangen, denn der „Cormoran“ konnte nur ein Landungskorps von 80 Mann stellen, so daß ein vernichtender Schlag, vor allem die Gefangennahme aller am Morde Beteiligten nicht mit Sicherheit zu erwarten stand. Dagegen wurden von dem Kreuzer sehr wertvolle Vorarbeiten für die späteren Operationen in Angriff genommen. Zunächst war eine genaue Vermessung der Wasserverhältnisse erforderlich, um festzustellen, wie weit mit Schiffen größeren Tiefgangs an die Insel Dschokadsch, auf welcher sich die Aufständischen festgesetzt hatten, heranzukommen war. Das Ergebnis dieser Vorarbeiten war ein günstiges. Es wurden im Dschokadsch-Hafen ausreichende Wassertiefen gefunden,

*) Nach den amtlichen Berichten, zusammengestellt von Kapitänleutnant Gartzke. (Marine-Rundschau 1911, 6. Heft.)

so daß eine Blockade der Insel durch die Kriegsschiffe möglich erschien, deren Durchführung angestrebt werden mußte, um den Übertritt der Aufständischen auf die Hauptinsel Ponape zu verhindern oder wenigstens zu erschweren. Bei diesen Vorarbeiten kam es wiederholt zu Scharmützeln, die aus dem Grunde provoziert wurden, um den Gegner zum Munitionsverbrauch zu verleiten. Von Bord aus wurden die Erkundungen durch Geschützfeuer unterstützt und der Strand, auf dem kleinere Verteidigungsanlagen errichtet waren, gesäubert. Überhaupt hatten die Aufständischen die Zeit gut ausgenutzt, um durch Steindämme und Verhaue das an und für sich für eine Verteidigung günstige Gelände noch unwegsamer zu machen, als es von Natur schon ist. Die Insel Dschokadsch besteht nämlich aus einem einzigen großen Felsenmassiv mit sehr steil abfallenden Wänden. Nur wenige, schwer gangbare Pfade führen auf die Höhe, auf welcher die zu verzweifelterm Kampfe entschlossenen Eingeborenen ihre Hauptstellung genommen hatten. Sie hatten sich hier, wie das nach erfolgter Einnahme festgestellt wurde, zu zähem Widerstande eingerichtet. Wo auf dem steilen Felskegel die Möglichkeit eines Zuganges vorhanden war, waren aus schweren Steinen Mauern von einer Stärke bis zu 1½ Metern erbaut und bombensichere Unterstände geschaffen worden, die während einer zu erwartenden Beschießung durch die Kriegsschiffe bezogen werden konnten.

Am 3. Januar traf das Vermessungsschiff „Planet“ im Langar-Hafen ein und unterstützte den „Cormoran“ bei seinen Vorarbeiten. Am 7. Januar wurde die Blockade der Insel Dschokadsch vorgenommen, und der Verkehr der Eingeborenen zwischen dieser und der Hauptinsel Ponape, die nur durch einen schmalen Kanal getrennt sind, unterbunden. An der Blockierung nahm der mit einer 3,7 Maschinenkanone und einem Maschinengewehr ausgerüstete, für die ganze Dauer der Operationen der Kaiserlichen Marine zur Verfügung gestellte Schooner „Orion“ der Jaluit-Gesellschaft Teil. Bei den Erkundungen und Einkreisungsmaßnahmen war man nur hin und wieder auf kleinere Abteilungen des Gegners gestoßen, die sich nach wenigen Schüssen bald zu-

rückzogen. Die Verluste waren auf beiden Seiten gering. Von der deutschen Polizeitruppe fiel 1 Mann, ein 2. wurde verwundet. Die Verluste der Aufständischen waren nicht genau feststellbar, da sie Tote und Verwundete mitnahmen. Sie betrug nach einigen Meldungen 3, nach anderen 7—10 Tote.

Gleich nach dem Eintreffen des „Cormoran“ hatte sich der Stellvertretende Gouverneur von Neu-Guinea, Regierungsrat Osswald, an Bord des Dampfers „Germania“ nach Jap begeben, um sich durch Kabel mit dem Reichskolonialamt und dem Chef des ostasiatischen Kreuzergeschwaders in Verbindung zu setzen. Am 25. Dezember war er in Jap und erhielt am 28. die telegraphische Nachricht, daß die Kreuzer „Emden“ und „Nürnberg“ bereits auf dem Wege nach Ponape seien. Beide Schiffe standen nach dem Verlassen der chinesischen Küste miteinander in funkentelegraphischer Verbindung. Auf Wunsch des Regierungsrats Kersting wurde auf dem Wege nach Ponape die Truk-Gruppe angelaufen, um die dortigen Bewohner durch Vorführung der deutschen Machtmittel vor einer Nachahmung des ponapesischen Beispiels zu warnen. Die Ruhe in Truk war jedoch nicht gestört und ist auch erhalten geblieben. In der Nacht vom 9. auf den 10. Januar trafen die beiden Kreuzer vor Ponape ein, sie blieben aber absichtlich in einer Entfernung von 30 Seemeilen vom Lande, damit nicht die Aufständischen beim Erblicken der Kriegsschiffe zum Aufgeben ihrer Stellung und zum Übertritt auf die Hauptinsel veranlaßt würden, was im Interesse einer schnellen und vollen Erfolg bringenden Operation nach Möglichkeit verhindert werden mußte. Da „Cormoran“ und „Planet“ keine Funkspracheinrichtung besitzen, so wurde versucht, mit Scheinwerfern eine Verbindung herzustellen. Diese gelang um 4 Uhr. Um 5 Uhr 15 war bereits der Meereskanal, der Dschokadsch von der Hauptinsel trennt, von der schwarzen Polizeitruppe besetzt, während „Planet“ und „Orion“ den Westeingang des Kanales bewachten. Um 7 Uhr liefen die Kreuzer ein. Der Kommandant der „Emden“, Fregattenkapitän Vollerthun, übernahm das Kommando über die nunmehr versammelten Streitkräfte.

Von der Übersendung eines Ultimatum an die Aufständischen wurde Abstand genommen, da die Eingeborenen dieses als Zeichen der Schwäche ausgelegt hätten, und sofort mit den Operationen begonnen. Noch am Nachmittag des 10. Januar wurde die am Dschokadsch-Kanal postierte Polizeitruppe durch die Landungskorps von „Emden“ (132 Mann, 1 Bootskanone, 1 Maschinengewehr) und „Cormoran“ (78 Mann, 1 Bootskanone, eine 3,7 Maschinen-Kanone, 2 Maschinen-Gewehre) verstärkt, während die Seeseite durch „Nürnberg“, „Planet“ und „Orion“ gesperrt wurde. Die beiden folgenden Tage wurden zu Erkundungen der Stellung verwendet, und der Sturm derselben für den 13. Januar bestimmt. Da große Geländeschwierigkeiten zu überwinden und möglicherweise eine zähe Gegenwehr zu erwarten war, so sollte der Sturm durch ein planmäßiges Bombardement, von dem man vor allem eine moralische Wirkung erhoffte, vorbereitet werden. Um 7 Uhr 45 morgens wurde das Feuer eröffnet. Schon die erste Salve lag vorzüglich, wie von der Beobachtungsstation gemeldet werden konnte. Zischend führen die Granaten auf den Kamm, wo sie mit donnernder Detonation krepieren zum Entsetzen der Eingeborenen, wie diese nachher bekundeten, denn sie hatten die Stellung auf dem Dschokadschberge umso mehr für uneinnehmbar gehalten, als die Spanier bei den mehrfachen Bombardements mit ihrem leichten Geschützmaterial nie bis auf die Höhe erreicht hatten. Um 9 Uhr wurde die Beschießung abgebrochen und von Westen aus der Angriff angesetzt, der vom Landungskorps des Kreuzers „Nürnberg“ (132 Mann, 1 Bootskanone und 1 Maschinengewehr), unterstützt von 100 Mann Polizeisoldaten unter Führung des Oberleutnants z. S. Frhr. von Spiegel, unternommen wurde.

Es war ein schwieriges Vorgehen. Die Schwarzen dienten hauptsächlich dazu, um in dem undurchdringlichen Urwalde einen Pfad zu schlagen, auf dem die weiße Kolonne nachfolgte. Da die Schwierigkeiten des Vorgehens sich weiterhin immer mehr steigerten, hielt es Fregattenkapitän Taegert, der zum Führer der Landtruppen ernannt war, für ratsam, das Reservelandungskorps der „Nürnberg“ durch

Signal von Bord nachkommen zu lassen, wodurch die weiße Truppe eine Verstärkung auf 180 Mann erfuhr. Unter größtmöglicher Beschleunigung wurde der Weitermarsch von der Spitze fortgesetzt, während das Gros mit dem Geschütz und dem Maschinengewehr nicht so schnell nachfolgen konnte. Nach mühseliger Kletterarbeit, erschwert durch die drückende Tropenschwüle, war endlich um 3 Uhr 45 der Fuß des Kammberges, auf dessen Spitze der Gegner sich eingenistet hatte, erreicht. Um 4 Uhr 30 eröffneten die Aufständischen das Feuer und überschütteten gleichzeitig die vordringenden Matrosen und Polizeisoldaten mit einem Hagel von bereitgehaltenen Steinen. Der Feind lag hinter einer ausgezeichneten Deckung etwa 10 Meter über einer steilen Wand, an der sich unsere Leute gegenseitig hochziehen mußten. Oberleutnant Frhr. von Spiegel ließ sofort ausschwärmen und Deckung suchen. Dann wurde das Feuer kräftig erwidert. Leutnant z. S. von Prittwitz und Gaffron wurde gleich durch einen der ersten Schüsse schwer verwundet, weitere Verluste durch das überraschende Feuer waren jedoch nicht verursacht. Bei den schwierigen Geländebeziehungen wäre ein weiteres Vordringen der Spitze zu gewagt gewesen. Es mußte gewartet werden, bis daß die nachfolgenden Verstärkungen zur Stelle waren. Nach Eintreffen eines Teiles derselben wurde zum Sturm vorgegangen. Der Gegner wartete denselben nicht ab, sondern floh bei den ersten Hurras unserer Leute in kopfloser Flucht den rückwärtigen Abhang hinab unter Zurücklassung von 3 Toten. Die Verluste auf deutscher Seite betragen: 1 Offizier und 2 schwarze Polizeisoldaten schwer, Polizeimeister Jahn und 1 schwarzer Soldat leicht verwundet. Infolge der frühzeitigen Flucht des Gegners war das positive Ergebnis dieses mühsamen Tages nicht das erhoffte. Der dichte Urwald entzog die Fliehenden jeder Verfolgung. Dagegen hatte das schnelle Erstürmen des für uneinnehmbar gehaltenen Felsennestes sicher eine starke moralische Wirkung ausgeübt.

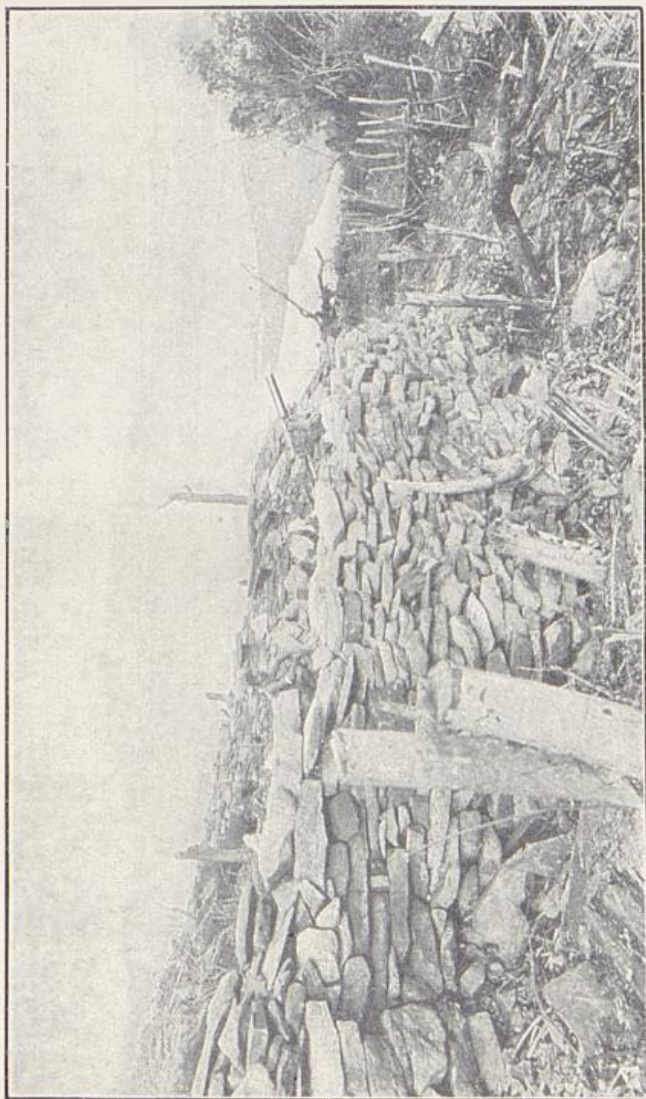
Die Truppen biwakierten während der Nacht in der feindlichen Stellung. Am Morgen des 14. Januar wurde die Umgegend gründlich abgestreift und 7 Männer, 14 Frauen und

Kinder in Schlupfwinkeln aufgefunden und zu Gefangenen gemacht. In den Hütten der Aufständischen, welche in der Stellung erbaut waren, wurden etwa 100 zum Werfen hergerichtete Dynamitpatronen und einige Gewehre aufgefunden. Der von der Flanke angesetzte, durch den Wald verdeckte Angriff hatte den schon durch das Bombardement schwer erschütterten Gegner derartig überrascht, daß er allem Anscheine nach die Verwendung der Dynamitpatronen, die eine unheilvolle Wirkung gehabt haben würden, vergessen hatte.

Am Morgen des 15. Januar ergaben sich 39 Männer, 53 Weiber und 31 Kinder, welche sich in Berghöhlen versteckt gehalten hatten. Eine Absuchung der Insel während dieses und des folgenden Tages hatte kein Ergebnis. Größere Abteilungen waren sicher nicht mehr auf der Insel Dschokadsch vorhanden, sondern hatten, wahrscheinlich in kleineren Trupps, den Blockadegürtel während der Nacht unbemerkt durchbrochen und befanden sich nunmehr auf der Hauptinsel Ponape. Dadurch waren die Operationen wesentlich erschwert. Man mußte sich auf einen langwierigen Guerillakrieg gefaßt machen.

Vom 19.—24. Januar wurden durch zwei Kolonnen Streifzüge in der Landschaft Dschokadsch unternommen, um den Gegner aufzustöbern. Gleichzeitig nahm „Cormoran“ eine Beschießung der Gegend von Tomara vor, um den Übertritt feindlicher Abteilungen in die Landschaft Kiti nach Möglichkeit zu erschweren. Infolge der ungeheuren Wegeschwierigkeiten trafen die beiden Kolonnen jedoch nicht rechtzeitig bei Tomara ein, so daß es nicht gelang, den Gegner zu stellen. Man mußte sich auf das Niederbrennen der Wohnhäuser der Aufständischen und auf das Zerstören ihrer Pflanzungen beschränken, um ihn durch Erschwerung der Unterkunft und Verproviantierung mürrisch zu machen. Weitere 110 Aufständische, darunter 30—40 waffenfähige Männer stellten sich bzw. wurden gefangen genommen, es fielen aber nur wenige Schußwaffen in die Hände der Deutschen.

Am 25. Januar wurde von regierungstreuen Eingeborenen gemeldet, daß die Hauptabteilung des Gegners unter der



Kapitänlt. v. Koschizky phot.
Mauerbefestigung auf dem Dschokadschberge nach der Einnahme und Abholzung.



Kapitänlt. v. Koschizky phot.
Mauerbefestigung auf dem Dschokadschberge nach der Einnahme und Abholzung.

Führung Jomataus, der immer noch einen starken Einfluß auf seine Leute auszuüben schien, auf dem Berge Nankiop bei Nanepil in der Landschaft Dschokadsch sich festgesetzt habe. Diese Nachricht wurde von verschiedenen Seiten bestätigt, und sofortiger Angriff beschlossen.

Am 26. Januar, morgens 8 Uhr, wurde der Vormarsch auf Nankiop in zwei Kolonnen angetreten. Das Landungskorps der „Emden“ mit 60 schwarzen Soldaten unter Führung des Fregattenkapitäns Taegert sollte den Gegner in der Front angreifen, während die zweite Kolonne, bestehend aus den Landungskorps „Nürnberg“ und „Cormoran“ und 85 Polizeisoldaten unter Führung des Korvettenkapitäns Siemens im Rücken und in der rechten Flanke des Gegners Stellung nehmen sollte, um ihn einzukreisen. Die letztere Abteilung stieß zuerst auf den Feind, der sich auf dem Hange des Nankiopberges, etwa 100 Meter unter der Spitze fest eingenistet hatte. Eine 200 Meter lange, im rechten Winkel gebaute Mauer aus schweren Felssteinen schützte die Stellung nach der Front. In dem vorspringenden Winkel war ein bastionartiges Steinhaus errichtet, das, mit Schießscharten versehen, das Vorgelände nach allen Richtungen beherrschte. Vor der Front war der Wald auf etwa 100 Meter heruntergeschlagen, und so ein freies Schußfeld geschaffen, das doppelte Schwierigkeiten bot, da es nicht nur infolge seiner Abschüssigkeit mühsam zu durchqueren, sondern auch durch die umgehauenen Bäume unwegsam gemacht war. Im Rücken der Stellung befand sich die steile Berglehne, die herabzuklettern oder zu ersteigen, wenigstens für Weiße, eine Unmöglichkeit schien. Die Stellung war so hervorragend ausgesucht und so kunstgerecht befestigt, daß man der militärischen Begabung des eingeborenen Führers, Jomatau, die Anerkennung nicht versagen kann.

Die Spitze unter Führung des Leutnants z. S. Erhard wurde von einem ruhigen, wohlgezielten Feuer empfangen und gezwungen, Deckung aufzusuchen. Leutnant Erhard war infolge eines Kopfschusses gefallen, zusammen mit einem Polizeisoldaten. Durch nachrückende „Cormoranleute“ unter Oberleutnant z. S. Jesz wurde die Spitze verstärkt, mußte

13

aber liegen bleiben, um sich nicht unnötig dem Feuer der Aufständischen auszusetzen. Drei Matrosen zeichneten sich besonders aus, indem sie unter geschickter Sicherung im feindlichen Feuer so weit vorgingen, daß sie die Leiche des Leutnants Erhard dauernd im Auge behalten konnten. Vier Stunden lang hielt die Spitze dem fortgesetzten Feuer und den Steinwürfen der Aufständischen stand, bis neue Verstärkungen unter Kapitänleutnant Werber herangezogen waren. Ein Angriff durch die Kolonne Siemens war unmöglich. Er hätte schwerste Verluste und voraussichtlich einen Mißerfolg gebracht. Zudem war der Angriff dem Auftrage entgegen, da die Kolonne Siemens die Stellung absperren sollte, also nicht früher gegen den Feind vorrücken durfte als bis die Angriffskolonne Taegert ihn an der linken Flanke gefaßt hatte.

Diese Kolonne hatte erst um 4 Uhr 20 Minuten nach 8 stündigem, mühseligem Marsche auf Umwegen, deren Schuld die eingeborenen Führer trugen, an den Nankiopberg gelangen können. Sie wurde sofort gegen den linken Flügel der feindlichen Stellung angesetzt. Nach einem dreiviertelstündigen Feuer, das der Gegner besonders aus den Schießscharten des Steinhauses mit ruhigem, sicheren Feuer erwiderte, wurde zum Sturm vorgegangen. Um 5 Uhr 5 Minuten war die Stellung genommen. Die Aufständischen hatten abteilungsweise den Rückzug angetreten und waren den steilen Bergkegel emporgeklettert, da sie an einem Entweichen nach Osten durch die absperrende Abteilung Siemens gehindert wurden. Eine Verfolgung war ausgeschlossen, da unsere Leute die steile Bergwand nicht erklimmen konnten. Außer den bereits erwähnten hatte der Tag den Deutschen folgende Verluste gebracht: Es fiel Obermatrose Kneidl durch Kopfschuß, 3 Matrosen und 3 Polizeisoldaten wurden schwer, 1 Unteroffizier und 1 Mann leicht verwundet. Der Erfolg war auch hier leider kein vollständiger gewesen, indem es nicht gelungen war, den Gegner vollends niederzukämpfen oder zur Ergebung zu zwingen. Zwar hatten sich unsere Matrosen mit großer Bravour gehalten trotz eines schwer ermüdenden Marsches, der streckenweise durch Wasser und Sumpf, dann

die steilen Berghänge hinaufgeführt hatte über glitschigen Fels, behindert durch das Gewirr eines schwer durchdringlichen Urwaldes, bei einer Tropentemperatur, die das Atmen erschwert und die Muskeln lähmt. Empfindlich machte sich dagegen das Fehlen einer zuverlässigen Karte bemerkbar, wodurch die Truppen gezwungen waren, sich der einheimischen Führung anzuvertrauen, die absichtlich oder unabsichtlich versagt hatte, sodaß die Kolonne Taegert große, Kräfte verbrauchende Umwege zu machen gezwungen war und beinahe zu spät für das gemeinsame Vorgehen gekommen wäre, denn bald nach 6 Uhr beginnt in der Nähe des Äquators die Nacht. Wenig bewährt hatte sich im Gefecht mit diesem verzweifelten Gegner die schwarze Polizeitruppe, die ja im Kampfe mit schlecht bewaffneten Eingeborenen des Neu-Guinea-Bezirktes ausreichende Leistungen gezeigt hatte. Ihre Dienste bei der Aufklärung waren sehr wertvoll gewesen, im Feuergefecht mit modernen Schußwaffen verlor diese Truppe ihren Halt. Man hatte das nicht erwartet. Der Sturm der Abteilung Taegert wurde fast ausschließlich von der weißen Truppe ausgeführt. Er hatte, wie aus späteren Aussagen der Gefangenen hervorging, auf die Leute Jomataus gewaltigen Eindruck gemacht, die das donnernde Hurra unserer blauen Jungen auf dem Dschokadschberge bereits kennen und fürchten gelernt hatten. —

Auf der Insel Dschokadsch war nach Erstürmung der ersten Stellung ein Detachement von 30 Matrosen und einigen schwarzen Polizeisoldaten als Besatzung zurückgeblieben, deren Aufgabe es war, die Insel durch Streifzüge nach versprengten Flüchtlingen abzusuchen. Es gelang nicht, derselben habhaft zu werden, da sie sich nach Abgabe einiger Schüsse eilends ins Dickicht zurückzogen, wohin ihnen unsere Leute so schnell nicht nachfolgen konnten. Die Besatzung mußte sich darauf beschränken, die Pflanzungen der Aufständischen zu zerstören, um ihnen die Nahrungszufuhr abzuschneiden, und den Wald in der Umgebung der Lagerplätze niederzulegen, da dieser den Eingeborenen ein Heranschleichen ermöglichte. Wiederholt wurden die Mannschaften durch Schüsse, die aus dem Dickicht abgegeben

wurden, alarmiert. Leider hat die Besatzung der Insel Dschokadsch einen Verlust erlitten. Der Obersignalgast Günther wurde, als er im Begriff stand, auf der Signalstation ein Signal abzugeben, durch einen Schuß aus dem Dickicht schwer verwundet und starb 3 Tage später.

Am 27. Januar wurden die Gefallenen auf dem Friedhofe der Kolonie zu Grabe getragen. Nur kleine Deputationen wohnten der Feier bei, damit in der Fortsetzung der Operationen keine Verzögerung einträte. Der Gegner durfte keine Zeit haben zur Erholung, er mußte so lange gejagt werden, bis er sich entweder zum Kampf stellte oder ergab. Das war eine schwere Aufgabe in dem unwegsamen Urwaldgelände. Obendrein hatte Regenwetter eingesetzt, den Boden grundlos und die Steine schlüpfrig gemacht. Welche Strapazen unsere Seeleute zu überstehen hatten, zeigt der Bericht des Fregattenkapitäns Taegert über seinen Marsch nach Impeip, wo die Hauptabteilung der Aufständischen vermutet wurde. Ich lasse daher einige Bruchstücke aus diesem Berichte folgen:

„29. Januar: Nach den Angaben der Eingeborenen sollte dieser Weg in sechs Stunden nach Impeip führen, wir haben statt dessen 16 gebraucht. Der letzte Taifun im Jahre 1905 hat derartig viele Bäume über den Weg geworfen, daß ihn Eingeborene seitdem überhaupt nicht mehr benutzen.

Der Marsch führte zunächst durch vier sehr unzugängliche Flußtäler hintereinander. Es war ein beständiges Balanzieren über vom Taifun entwurzelte Bäume, die oft unter den Leuten zusammenbrachen; rechts und links von dem sogenannten Wege war dichter Busch.

Gegen 4 Uhr nachmittags fanden wir am Wege Spuren von Eingeborenen, die hier Taro geholt hatten. Die (eingeborenen) Führer erklärten diese sofort für Spuren von Dschokadsch-Leuten, da Kiti-Leute niemals in diese wüste Gegend gingen. Den Leuten müsse es übrigens recht schlecht gehen, da sie recht mangelhafte Wurzeln mitgenommen hätten.

Bald darauf fanden wir eine kleine Hütte, wo die Dschokadsch-Leute, scheinbar 6—8, gelagert hatten. Hütte und Spuren waren etwa zwei Tage alt. Um 5 Uhr mußte, da kein besserer Platz mehr zu erwarten war, auf einem feuchten, abschüssigen Berge für die Nacht gelagert werden. Nachts Beginn des Regens, der sich am nächsten Tage zu einem Dauerregen verdichtete.

30. Januar: 6 Uhr 15 vormittags Abmarsch. Der Weg ging zunächst noch quer durch einige Flußtäler, dann einen außerordentlich steilen 580 Meter hohen Sattel hinauf. Sämtliche Leute waren bald völlig durchnäßt. Die Beschwerden des Weges wurden durch die Schlüpfrigkeit des Bodens noch vermehrt. Zahlreiche Stürze kamen vor, glücklicherweise ohne größere Verletzungen

Wiederum mußte feuchter, unebener Boden zum Nachtlager gewählt werden, da die Fortsetzung des Weges ein sehr steiler Abhang war, den ich am nächsten Morgen erst rekognoszieren wollte. Während der Nacht dichter, feuchter Nebel und schwere Regenböen. Unsere Leute hatten jetzt aber schon so viel Übung, daß sie einige Feuer unterhalten konnten.

Steigende Sorge machte es mir, daß die Leute der Gepäck erleichterung wegen kein Reservezeug mitgenommen. Ihre einzige Decke für die Nacht waren die wasserdichten Unterlagen, die, sämtlich naß, keine Wärme boten. (Auf den Bergen kühlt es während der Nacht empfindlich ab.)

31. Januar: Abmarsch 9 Uhr 30 vormittags bei strömendem Regen. Gefährlich steiler Abstieg den Kamm hinunter, Passieren mehrerer Wasserfälle. 1 Uhr 45 nachmittags Zusammentreffen mit „Cormoran“-Detachement auf dessen Standort Nankanat auf halber Höhe eines steilen Berges. Der Detachementsführer, Kapitänleutnant Werber, meldet, daß die feindliche Stellung etwas oberhalb von ihm, etwa 400 Meter ab liege

Wir benutzen statt dessen die Ufer eines ziemlich stark angeschwollenen Gebirgsbaches und kreuzten den Bach später unterhalb eines Wasserfalles. Dann mußte eine jäh abfallende Wand hinauf Weg gehauen werden.

Da ich die feindliche Stellung ganz nahe vermutete, hielt ich mich dicht hinter der aus den gewandtesten Schwarzen bestehenden Spitze. Selbst diese glitten bei dem strömenden Regen auf dem entsetzlichen Gelände fortgesetzt aus und stürzten manchmal mehrere Meter zurück.

Mit gegenseitiger Unterstützung und gelegentlichem Benutzen der mitgebrachten Flaggleinen kam jedoch die Kolonne geschlossen vorwärts. Selbst das unverdrossen von den Kiti-Trägern mitgeschleppte Maschinengewehr blieb gut auf.

Um 5 Uhr nachmittags sah ich ein, daß ich heute den Gipfel nicht mehr erreichen würde. Dieses Mal mußte auf einer Stelle gelagert werden, die jeder Beschreibung spottet. Es waren einige mit Morast gefüllte Mulden, die durch Baumwurzeln an der steilen Wand gebildet waren. Offiziere und Mannschaften waren ohne jedes trockene Zeug. Dazu prasselte in dem hier oben stürmisch wehenden Monsun eine Regenbö nach der andern auf uns nieder. Feuer durfte wegen der Nähe des Feindes nicht gebrannt werden. Die erbauten Hütten wurden meist umgeweht. Die Posten standen auf so gefährlichen Stellen, daß nachts 2 Uhr einer abstürzte, dabei den Sicherungsflügel des Gewehres abbrach, so daß sich dieses entlud.

Die nackten schwarzen Soldaten litten derart, daß sie während der Nacht vom Postenstehen befreit blieben. Ihr während der ganzen Nacht ertönendes schweres Husten ließ Böses ahnen. Dazu waren wir am Ende mit unserm Proviant.“

Soweit der Bericht des Kommandeurs. —

Ein Angriff der mit schnellem Fuß den Urwald durcheilenden Eingeborenen während dieser Nacht hätte sicherlich der erschöpften Truppe schwere Verluste gebracht. Glücklicherweise war der Gegner jedoch derartig eingeschüchtert, daß er einen Angriff auf die gefürchteten Deutschen, die ihn zweimal aus den schwierigsten Stellungen herausgetrieben hatten, auch unter diesen für ihn günstigen Umständen nicht mehr wagte.



Kapitänlt. v. Koschizky phot.
Eine Abteilung Marine-Landungstruppen und schwarze Polizeisoldaten.



Kapitänlnt. v. Koschizky phot.
Eine Abteilung Marine-Landungstruppen und schwarze Polizeisoldaten.

Das Vorgehen gegen Impeip war vergebens gewesen. Die Aufständischen hatten die mit starken Verhauen befestigte Stellung verlassen und sich weiter zurückgezogen. Blutige Tücher, die in der hinter der Stellung gelegenen Höhle aufgefunden wurden, zeigten, daß hier die Verwundeten untergebracht waren. Am 3. Februar wurden die Expeditionsmannschaften nach schweren Strapazen wieder an Bord eingeschifft zur Erholung.

Die Jagd auf die flüchtigen Rebellen im Urwalde hatte aber doch die Wirkung gehabt, daß diese alle Hoffnung auf Erfolg allmählich aufgaben. Am 5. Februar stellten sich 3, am 6. Februar 4, am 7. Februar 28 Aufständische mit 13 Frauen und 8 Kindern. Es war zwischen den beiden Führern Jomatau und Samuel zum Streite gekommen. Jomatau hatte es seinen Leuten freigestellt, bei ihm zu bleiben oder sich zu ergeben. Von dieser Erlaubnis hatte ein Teil Gebrauch gemacht. Mit verstärktem Eifer wurden die Streifzüge durch unsere Leute fortgesetzt, um die Aufständischen nun vollends zur Ergebung zu zwingen. In kleineren Gruppen stellten sie sich. Am 13. Februar ergab sich auch Jomatau, am 22. Februar der zähere Samuel mit dem Rest des Stammes, der jetzt völlig in unserer Gewalt war. 120 Gewehre und über 1000 Patronen wurden von den Gefangenen abgeliefert. Unter Munitionsmangel hatten sie also noch nicht zu leiden gehabt.

Das Schlag auf Schlag siegreiche Vordringen unserer Leute hat auf alle Eingeborenen Ponapes einen tiefen Eindruck gemacht. Wenige nur haben an die Möglichkeit der vollständigen Überwindung des kriegerischsten, trotzigsten und bisher unbesiegten Stammes ihrer Insel geglaubt. Jahrelang hatte er gegen die Spanier gekämpft, ohne daß es diesen gelungen war, ihn niederzuzwingen.

Am 23. Februar wurde über die am Blutbade des 18. Oktober 1910 Beteiligten zu Gericht gesessen. Nach den Zeugenaussagen und den eigenen Geständnissen stand bei 17 Leuten die Schuldfrage außer Zweifel. Sie wurden zum Tode verurteilt. Die Rädelsführer und Leichenschänder wurden zur Deportation und Zwangsarbeit, alle übrigen Aufständischen zur Deportation verurteilt.

Das Urteil wurde am 24. Februar verkündet. Von den zum Tode Verurteilten waren 2 bereits nach Jap deportiert worden und haben dort später ihre Strafe erlitten, die anderen 15 wurden am Nachmittage des erwähnten Tages von Mannschaften der schwarzen Polizeitruppe standrechtlich erschossen. Die Angehörigen der anderen Stämme wohnten in großer Zahl der Hinrichtung bei. Sie wird so bald nicht in Vergessenheit geraten. Erstaunlich war die Ruhe, mit welcher die Verurteilten dem Tode entgegengingen, der von allen als gerechte Strafe empfunden wurde. — Alle übrigen Aufständischen wurden nach Jap deportiert, im ganzen 426 Menschen.

Diese vielleicht hart erscheinende Maßregel war unumgänglich nötig, um der seit Jahren kampfdurohtobten Insel ein für allemal die Ruhe zu geben. Das Schicksal der Dschokadschleute wird ein dauerndes, warnendes Beispiel sein, wie es denen ergeht, die sich gegen die Herrschaft des Deutschen Reiches auflehnen. Es wird menschlichem Ermessen nach die anderen Stämme davon abhalten, jemals die Hand gegen das Leben unserer Beamten zu erheben. Hätten die Spanier gleich nach dem ersten Massakre im Jahre 1887 energisch durchgegriffen und nicht jene unglückselige Amnestie erlassen, es wäre nie und nimmer zu diesem jahrelangen Blutvergießen und auch wahrscheinlich nicht zu dieser letzten Erhebung gekommen. Gründliche Bestrafung zur rechten Zeit ist in den Kolonien eine Notwendigkeit im Interesse des Lebens unserer Rasseangehörigen, sie ist auf die Dauer auch viel humaner für die farbige Bevölkerung, als nachsichtiges Verzeihen. —

Am 27. Februar fand eine militärische Trauerfeier für die in Ponape Gefallenen statt, und dann verließen die Kriegsschiffe Ponape bis auf den am 26. Februar eingetroffenen Südseestationskreuzer „Condor“. Außerdem blieben zunächst noch 130 Mann der schwarzen Polizeitruppe zurück. —

Seit 1910 ist die Verwaltung der Karolinen mit der des Neu-Guinea-Bezirktes und der Marshall-Inseln eng vereinigt. Diese Zusammenlegung hat sich in jeder Beziehung als vor-

teilhaft erwiesen. Sie vereinfacht und verbilligt den Regierungsapparat und ermöglicht schnellere und wirkungsvollere Arbeit. Dem Zentral-Gouvernement sind nunmehr 5 Bezirksämter unterstellt:

1. Das Bezirksamt Rabaul für den Bismarck-Archipel mit 2 Regierungsstationen.
2. Das Bezirksamt Kieta für die Salomoninseln.
3. Das Bezirksamt Friedrich-Wilhelmshafen für das Festland von Neu-Guinea mit 2 Regierungsstationen.
4. Das Bezirksamt Ponape für die Ostkarolinen und Marshall-Inseln mit Regierungsstation Truk, Regierungsstation Jaluit, Regierungsstation Nauru.
5. Das Bezirksamt Jap für die Westkarolinen und Marianen mit Regierungsstation Saipan, Regierungsstation Koreor, Regierungsstation Angaur.

Nur das von Rabaul nicht viel weiter als die Marianen entfernte Samoa ist bis jetzt noch nicht in die Zentralverwaltung mit einbezogen. Hoffentlich geschieht das in nächster Zeit nicht nur aus fiskalischen Gründen sondern auch aus nationalen, denn diese von englisch-australischen Inseln eingeschlossene Kolonie ist fremden Geistes- und Wirtschaftseinflüssen stark ausgesetzt. Enger Anschluß an den vereinigten Neu-Guinea-Bezirk, an das deutsche Südseedampfer- und Telegraphennetz tut dieser Kolonie bitter not.

Am Fehlen ausreichender telegraphischer Verbindungen krankt z. Zt. unser ganzer Südseebezirk. Die Niederkämpfung des Aufstandes in Ponape hätte sicherlich einen anderen Verlauf genommen, wenn diese Insel mit Rabaul in telegraphischer Verbindung gestanden hätte. Innerhalb einer Woche hätte Entsatz zur Stelle sein können. So dauerte es mehr als 1½ Monate, bis die erste Hilfe eintraf. Ja, möglicherweise wäre es gar nicht zur Ermordung unserer Beamten gekommen, wenn die Eingeborenen damit hätten rechnen müssen, daß durch den Telegraph die Polizeimannschaften aus Neu-Guinea und die Kriegsschiffe in verhältnismäßig kurzer Zeit hätten herbeigeholt werden können. Die Einrichtung eines drahtlosen Telefunkennetzes für den gesamten

Südseebesitz ist jetzt geplant. Hoffentlich läßt die Ausführung dieses Vorhabens nicht mehr lange auf sich warten. — — —

Durch die Erwerbung des Karolinen-Archipels hat das deutsche Kolonialreich einen großen Land- und Menschenzuwachs nicht erfahren. Für den Abschluß unserer Südseebesitzungen nach Norden hin hat dieses Inselgebiet jedoch seinen nicht zu unterschätzenden Wert. Der Reichszuschuß für den erweiterten Neu-Guinea-Bezirk verringert sich stetig. Er betrug im Jahre 1908 noch 1 525 000 Mark. Für 1911 sind nur mehr 615 000 Mark nötig gewesen. Die insbesondere für die Karolinen aufgewendeten Mittel werden sich im Laufe der Jahre bezahlt machen. Das Koprageschäft wird sich infolge der vermehrten Anpflanzung bessern, wenn man auch mit periodischen Rückschlägen durch Taifune zu rechnen hat. Vor allem wird die Phosphatgewinnung eine lohnende Einnahmequelle werden für die Unternehmer, ihre Beamten, die Regierung und nicht zuletzt auch für die Eingeborenen, deren Kaufkraft durch die Verdienste bei den Förderarbeiten vermehrt wird. —

Deutsches Blut ist für die Karolinen geflossen. Das war schmerzlich, aber es macht uns dieses Inselreich wertvoller. Dauernder Friede, Entwicklung der Bodenkulturen, Entfaltung des Handels, Erfolg in der körperlichen und geistigen Fürsorge für die Eingeborenen mögen die Früchte der bisherigen Mühen und Opfer sein!

Den deutschen Beamten und Seeleuten, die nach treuer Pflichterfüllung in der fernen Südseeheimat zur ewigen Ruhe gebettet liegen, möge ein treues Gedenken bewahrt bleiben!



Verzeichnis

der hauptsächlichsten, im Vorstehenden zum Teil mit benutzten
Literatur über die Karolinen-Inseln und die Nachbargebiete.

- Kotzebue, Reis in de Zuidsee 1815—1818. Amsterdam 1822.
Chamisso, Reise um die Welt.
Hernsheim, F. Südsee-Erinnerungen 1875—1880. Berlin.
Montero Vidal, el Archipiélago Filipino y las islas Marianas, Carolinas etc. Madrid 1886.
Andrade, T. de, Historia del conflicto de las Carolinas. Madrid 1887.
Miguel, Estudio sobre las Islas Carolinas. Madrid 1887.
Taylor, Les isles Carolines. Paris 1890.
Kubary, J., Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinenarchipels. Leiden 1892/5.
Sievers, W., Australien und Ozeanien. Leipzig 1895.
Christian, F. W., The Caroline Islands. New-York und London 1899.
Finsch, Karolinen und Marianen. Hamburg 1900.
Heidenstam, V. v., Las Carolinas. Barcelona 1901.
Deeken, R., Rauschende Palmen (Eine Reise durch die Marshall Inseln und Karolinen). Oldenburg 1902.
Lütje, O., Beitrag zu einer Landeskunde des Karolinenarchipels. Leipzig 1906.
-
- Kubary, J., Die Ruinen von Nanmatal. Journal Mus. Godeffroy Heft 14. Hamburg 1876.
Brüggemann, Über die Korallen der Insel Ponape. Journ. Mus. God. Heft 6. Hamburg 1879.
Finsch, O., Die Bewohner von Ponape. Z. f. Ethnologie. Berlin 1880.
Cabeza Pereira, A., Isla de Ponape. Manila 1896.
Grundemann, R., Bilder von den Karolinen. Ponape. Berlin 1899.
Gartzke, Kptlt., Der Aufstand in Ponape. Berlin 1911.
-
- Wilson, Pelew. Paris 1787.
Semper, K., Die Palau-Inseln. Leipzig 1893.
Volkens, G., Über die Karolineninsel Jap. Verh. Ges. Erdk. 1901.
Salesius, Pater, Die Karolineninsel Jap. Berlin 1907.
Krämer, A., Studienreise nach Centr. u. Westkarolinen. M. a. d. Sch. XXI. 3.
-

Süsserotts Kolonialbibliothek.

Gewidmet Sr. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg

- Bd. I. **Ernst Tappenbeck, Deutsch-Neuguinea.** Preis geb. M. 3.—. Mit zahlr. Abbildungen u. 1 Karte.
- Bd. II. **Dr. C. Mense, Trop. Gesundheitslehre und Heilkunde.** Preis geb. M. 3.—.
- Bd. III/IV. **Dr. Reinecke, Samoa.** Preis geb. M. 5.—. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Karte.
- Bd. V. **Prof. Dr. Karl Dove, Deutsch-Südwestafrika.** Preis geb. M. 4.—. M. zahlr. Abbildg. u. 1 Karte. II. Aufl.
- Bd. VI. **Ronald Roß, Das Malariafieber, dessen Ursachen, Verhütung und Behandlung.** Übersetzt von P. Müllendorff. Preis geb. M. 2.50.
- Bd. VII. **Prof. Dr. Fesca, Der Pflanzenbau in den Tropen u. Subtropen.** I. T. Preis geb. M. 6.—.
- Bd. VIII. **Prof. Dr. Fesca, Der Pflanzenbau in den Tropen u. Subtropen.** II. T. Preis geb. M. 5.—.
- Bd. IX. **Carl Pauli, Der Kolonist der Tropen als Häuser-, Wege- u. Brückenbauer.** Mit 59 Abbildungen u. 4 Tafeln. 2. Aufl. Preis geb. M. 1.50.
- Bd. X. **Ernst Tappenbeck. Wie rüste ich mich für die Tropenkolonien aus?** 4. bis 6. Tausend. Preis geb. M. 1.80.
- Bd. XI. **C. v. Pommer-Esche, Die Kanarischen Inseln.** Mit vielen Abbildungen. Preis geb. M. 1.50.
- Bd. XII. **P. Salesius, Die Karolineninsel Jap.** Mit vielen Abbildungen. Preis geb. M. 4.—.
- Bd. XIII. **Kolonial-Kochbuch.** Herausgegeben im Auftrage des Kolonialwirtschaftl. Komitees. Preis geb. M. 5.—.
- Bd. XIV. **Dr. Bongard, Wie wandere ich nach deutschen Kolonien aus?** Preis geb. M. 1.—.
- Bd. XV. **Dr. jur. W. Höpfner, Das Schutzgebietsgesetz.** Preis M. 3.50.
- Bd. XVI. **E. Sembritzki, Kamerun.** Reich illustriert. Preis geb. M. 5.—.
- Bd. XVII. **Braemer, Tropenapotheke.** Preis M. 2.—.
- Bd. XVIII. **Dr. Sehrwald, Das Obst der Tropen** Pr. M. 3.—
- Bd. XIX. **R. Töpfer, Liberia.** Preis M. 1.50.
- Bd. XX. **Prof. Dr. Fesca, Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen.** III. Teil. Preis geb. M. 6.—.
- Bd. XXI. **Hauptmann Streitwolf, Der Caprivizipfel.** Reich illustr. Preis geb. M. 4.—.
- Bd. XXII. **W. Kolbe, Gemüsebau in den Tropen und Subtropen.** Reich illustriert. Preis geb. M. 5.—.
- Bd. XXIII. **Dr. Bassermann, Der Strauß und seine Zucht.** Reich illustr. Preis geb. M. 5.—.
- Bd. XXIV. **Deeken, Die Karolinen.** Reich illustriert.

Die Sammlung wird fortgesetzt!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlag:

Wilhelm Süsserott, Berlin W. 30.

Hofbuchh. Sr. Kgl. Höh. d. Großherzogs v. Mecklenburg-Schwerin.

Koloniale Abhandlungen: Jedes Heft 40 Pfg.

- Heft 1. Bayer, Hauptmann im Großen Generalstabe: **Die Nation der Bastards.** Illustriert.
- Heft 2. Lattmann, **Die Schulen in unseren Kolonien.** Illustriert.
- Heft 3. Most: **Die wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas 1885—1905.**
- Heft 4. Scholze: **Die Heidenmission und ihre Gegner.**
- Heft 5. Dr. Schultz: **Die Schafwolle im Hinblick auf die Schaf- u. Ziegenzucht in Deutsch-Südwestafrika.**
- Heft 6. Axenfeld, Missionsinspektor, Lic.: **Die äthiopische Bewegung von Südafrika.**
- Heft 7. Prof. Dr. von Halle, Wirklicher Admiralitätsrat: **Die großen Epochen der neuzeitlichen Kolonialgeschichte.**
- Heft 8/9. Schwarze, M. d. R.: **Deutsch-Ostafrika.**
- Heft 10. Werner, Kommerzienrat: **Kaufmännische Mitarbeit an der Kolonialbetätigung.**
- Heft 11. D. Kürchhoff: **Die Viehzucht in Afrika.**
- Heft 12. Dr. Förster: **Die Siedlung am Kilimandjaro und Meru.**
- Heft 13/14. Dr. Fiebig, Oberleutnant des Sanitätsdienstes a. D.: **Die Bedeutung der Alkoholfrage in unseren Kolonien.**
- Heft 15. Dr. Lion: **Die Kulturfähigkeit des Negers.**
- Heft 16. Dr. H. Sunder: **Kann die weiße Rasse sich in den Tropen akklimatisieren?**
- Heft 17/18. K. Romberg: **Die rechtliche Natur der Konzessionen und Schutzbriefe in den deutschen Schutzgebieten.**
- Heft 19/20. O. Canstatt: **Bismarcks Kolonial-politische Initiative.**
- Heft 21/22. Deeken: **Auswanderung nach d. deutsch. Kolonien.**
- Heft 23. M. Hans Klössel: **Kleinsiedelung.**
- Heft 24. Harbardt, J.: **England als Weltmacht i. 20. Jahrhundert.**
- Heft 25. H. Henoch: **Adolf Lüderitz.** Eine biogr. Skizze.
- Heft 26. Dr. E. Backhaus: **Arbeiterfrage in d. deutsch. Südsee.**
- Heft 27/28. Fr. Seiner: **Die wirtschaftsgeographischen und politischen Verhältnisse des Caprivizipfels.** Illustriert.
- Heft 29. H. Berthold: **Rationelle Straußenzucht in Südafrika.**
- Heft 30. Moritz Schanz: **Baumwollbau in deutschen Kolonien.**
- Heft 31. Ad. Lane: **Deutsche Bauernkolonien in Rußland.**
- Heft 32/33. Florian Hagen: **Marmorfunde in Deutsch-Südwestafrika.** Illustriert.
- Heft 34/35. Lord Curzon: **Indiens Stellung im brit. Weltreich.**
- Heft 36/37. Dr. P. Vageler: **Die Düngungsfrage in den deutschen Kolonien.**
- Heft 38. Oberstabsarzt Ph. Kuhn und Leutnant W. Harbers: **Die Auswanderung von Frauen und Kindern in die britischen Kolonien.**
- Heft 39/41. Dr. Romberg: **Entwurf eines Schutzgebietsgesetzes nebst Begründung.**
- Heft 42/46. Dr. P. Leutwein: **Die Leistungen der Regierung in der südwestafrikanischen Land- und Minenfrage.**
- Heft 47/50. Dr. Golf: **Ackerbau in Deutsch-Südwestafrika.**
- Heft 51. Prof. Dr. Backhaus, **Welche Aussichten bieten sich den Deutschen in Südamerika?**

Die Sammlung wird fortgesetzt.

WILHELM SÜSSEROTT, BERLIN W. 30

Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoh. d. Großherzogs v. Mecklenburg-Schwerin.



Ansiedler in Ostafrika.

Wie wandere ich nach deutschen Kolonien aus?

Ratgeber für Auswanderungslustige von Dr. Oscar Bongard.

Preis M. 0.60 br., M. 1.— geb.

Im vorigen Jahre erschien bereits die **dritte** Auflage (17.—24. Tausend).

Es ist das Bestreben des Autors, diejenigen, welche sich zu Kolonisten eignen und welche zur gesunden Entwicklung unserer Schutzgebiete beitragen können, zur Auswanderung anzuregen und ihnen zu raten, dagegen diejenigen von unüberlegter Auswanderung abzuhalten, die ungeeignet sind und daher sich selbst Schaden zufügen und dem Aufblühen der Kolonien hinderlich sein würden.

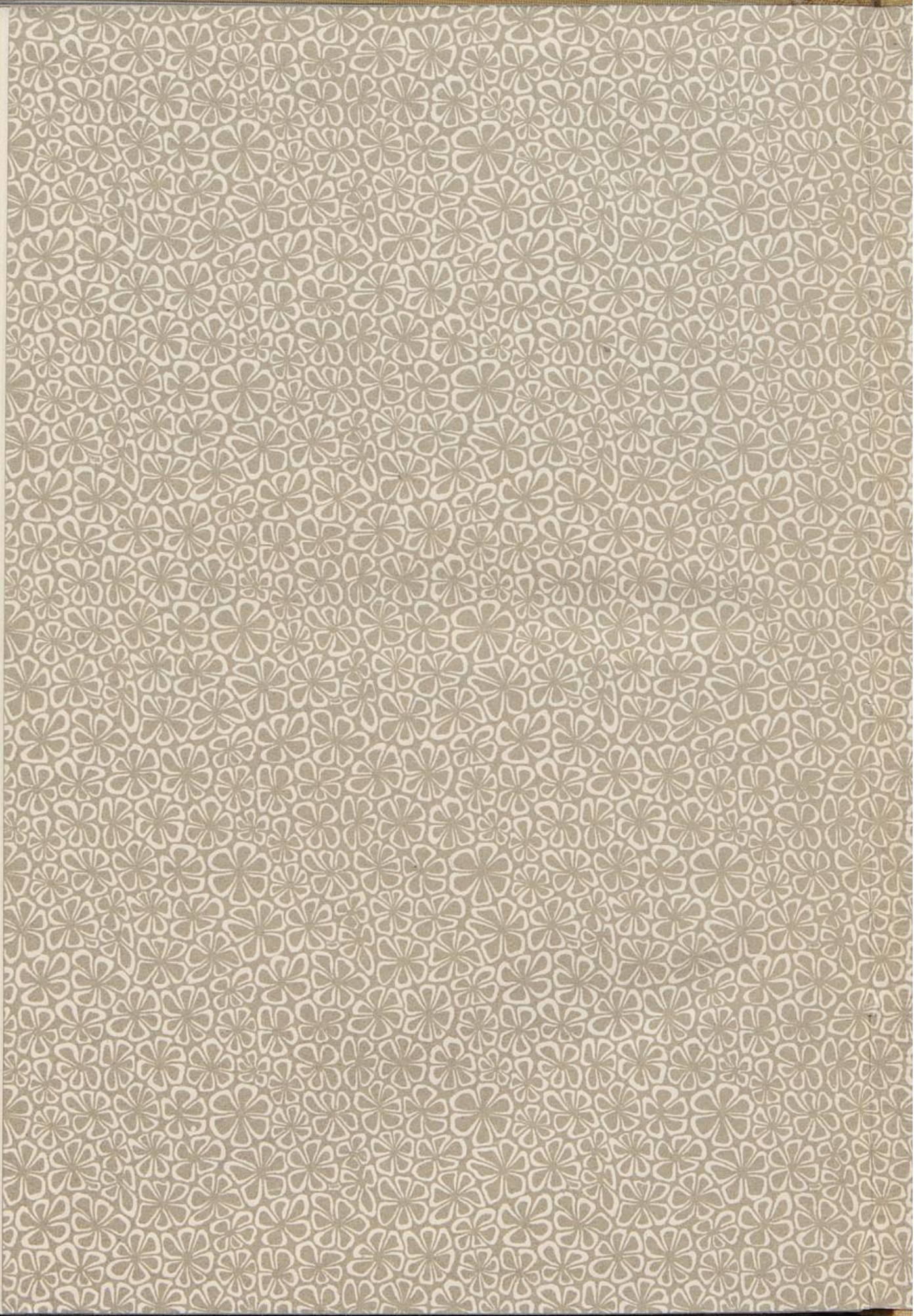
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung **Wilhelm Süsserott**, Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, **Berlin W 30**, Neue Winterfeldtstr. 3 a.

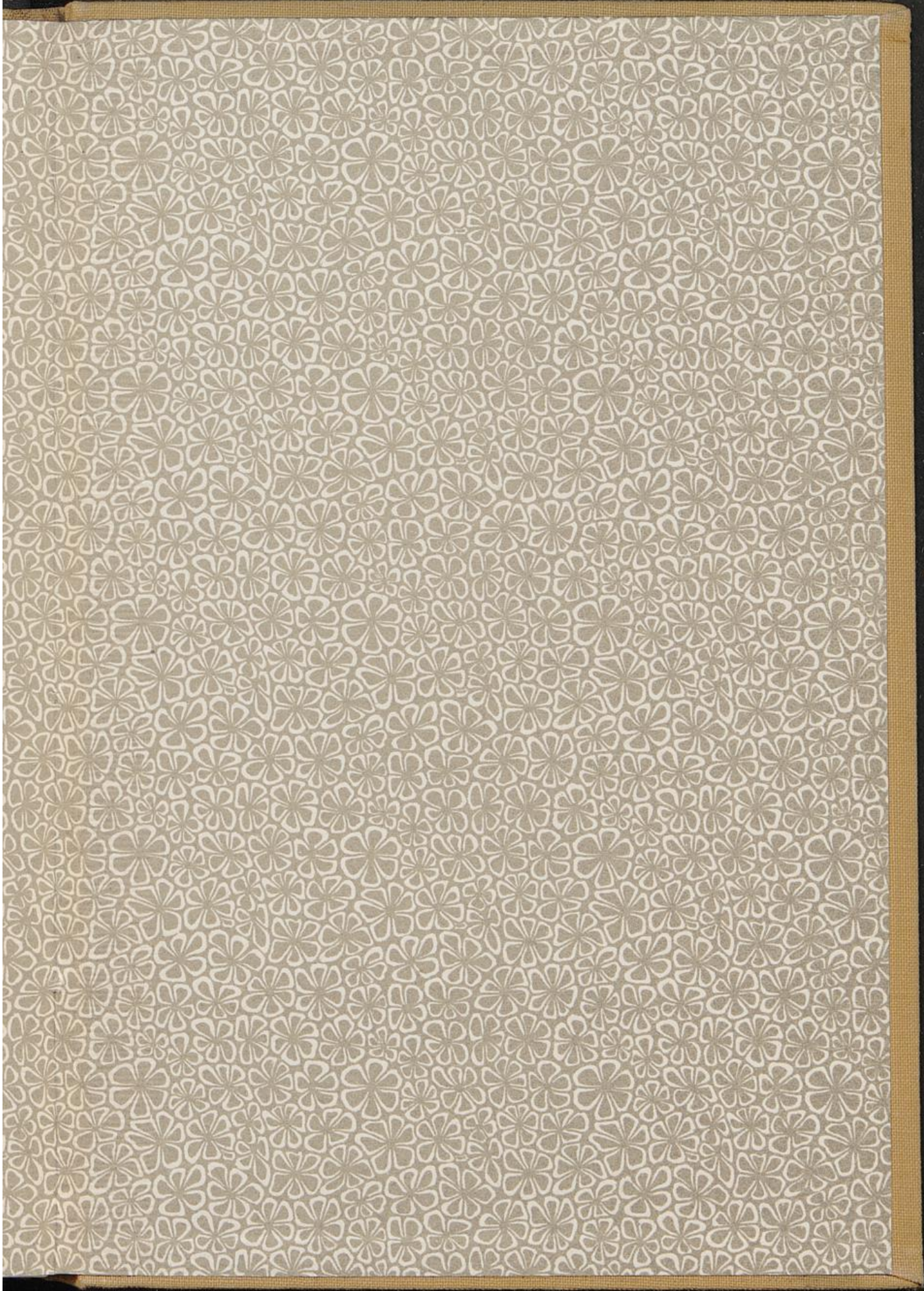
Buchdruckerei: Paul Dünnhaupt, Cöthen.

X

Hist. Asiae 2527 K

d.
l).
zu
er
nd
ng
en
en.
==
ing
arg-





SLUB DRESDEN



3 0222642

R. Deeken, Die Karolinen